Neue

Deutsche Zeitbilder.

Erste Abtheilung:

Anna Hammer.

Roman in drei Bänden.

Dritter Band.

Eisleben,
Verlag von F. Kuhnt.
1850.

Anna Hammer.

Ein Roman der Gegenwart

in drei Bänden.

Dritter Band.

Eisleben,
Verlag von F. Kuhnt.
1850.

IX.

Die Botschaft aus dem Leben.

Der Monarch war gestorben. Hatte das natürliche Ziel des Alters sein Dasein geschlossen oder hatten die Schläge des Schicksals ihn früher zur Gruft gereift? Wol zählte er eine lange Reihe von Jahren und längst war sein Haar gebleicht, sein Auge glanzlos, sein Rücken gekrümmt gewesen, als sie den Leichnam auf das Paradebett, von da auf den hohen Katafalk und von da in das tiefe Grabgewölbe trugen. Wol aber auch hatte er unter den Jahren, die er verlebt, mehr des Leidens und des Grames, als der Freude und des Glückes zu tragen gehabt. Das Geschick der fremdherrischen Unterdrückung war ihm mit den anderen deutschen Fürsten gemein geworden. Es war ihm nur ein härteres und schwereres als manchem der Anderen gewesen, weil eine Stimme in seinem In-

nern ihm sagte, es sei ein verschuldetes, die Unterdrückung eines Fürsten durch einen fremden Herrscher sei stets nur die Folge der Unterdrückung der Freiheit des Volkes durch den eigenen Herrscher, und ein Fürst, der sich auf sein freies Volk stütze, könne, so wie er nicht über Sklaven herrsche, so auch niemals der Sklave eines Anderen werden. Die innere Stimme hatte ihm das während der Periode der fremdherrischen Unterdrückung zugerufen; und rief es ihm zu, nachdem die deutschen Völker das fremde Joch abgeschüttelt hatten. Sie konnte nur leider nicht bis an seinen Willen dringen, denn war auch sein Verstand klar und sein Herz gut, so war doch sein Wille schwach und er stand fortwährend unter der Herrschaft einer Umgebung, die ihn zu leiten und zu mißbrauchen wußte; die innere Stimme aber konnte dadurch nicht zum Schweigen gebracht werden und ihr Ruf vertrieb die Freude aus seinem Herzen. Leiden in seiner Familie ließen seinem Herzen nur noch den Gram. Es waren schwere Leiden und der Gram war ein bitterer. Die Leiden waren um so schwerer, da er kein vertrautes Verwandten- oder Freundesherz hatte, dem er sie klagen konnte, die Bitterkeit des Grams desto fressender.

Unglücklich der Fürst, dem ein freies Volk und ein Freund fehlt! Und der Freund wird ihm fehlen,

wenn ihm das freie Volk fehlt; das freie Volk wird ihm aber fehlen, wenn er keinen Freund hat. —

Der Erbprinz hatte nach dem Tode des Großvaters die Regierung angetreten.

Die Erbprinzen gleichen selten den Vätern, noch seltener den Großvätern. Dem Beispiele der Väter pflegen sie nicht zu folgen; dem der Großväter treten sie entgegen. Freilich gilt dies nur von dem Aeußerlichen des Regiments! Der innere Geist eines absoluten Regiments ist überall derselbe. Wehe der Verblendung des Geistes!

Wie sollte es auch anders sein mit dem Regimente der Fürsten, die ihr Land und ihr Volk für ihr Eigenthum halten, als mit dem Schalten des Menschen in seinem Eigenthume überhaupt? Der Sohn behandelt das Seinige stets anders als der Vater und der Enkel wieder anders als der Großvater. —

Nachdem der neue Regent seinem Volke erklärt hatte, daß es sein Ruhm sein werde, in die Fußstapfen seines in Gott ruhenden Großvaters zu treten, entließ er die Räthe und Vertrauten des Großvaters und rief die Männer zurück, die dieser aus der Nähe des Enkels verbannen zu müssen geglaubt hatte und machte die zu seinen Räthen und Ver-

trauten, die der Großvater nicht in seinen Rath gezogen hatte.

Das neue Regiment war bald fertig. Das Land erstaunte, wartete, fürchtete, hoffte, trauerte, aber es schwieg; in dem Lande war die Censur. —

Die gesetzlichen Tage der ersten, strengen, öffentlichen Trauer waren vorüber! Ein Tag der allgemeinen Freude war angesetzt.

Die Huldigung wurde von landesherrlichen Commissarien in den Hauptorten des Landes entgegengenommen. Die Vorstände der Behörden waren zu dem Zwecke dahin zusammenberufen.

Auch der Militair- und Civil-Vorstand der Festung, der Commandant und der Director waren hinbeschieden. Weil es bei solcher Gelegenheit Mancherlei zu sehen und zu hören gab, hatte Mamsell Blausteinin, die Haushälterin des Commandanten, es sich nicht nehmen lassen, auf der Begleitung ihres Herrn zu bestehen, damit für seine Bedürfnisse und seine Bequemlichkeit gehörig gesorgt werde.

Der Tag der Huldigung war da und der Wagen des Commandanten, der die drei zur Stadt fahren sollte, stand angespannt auf dem Hofe. Der Direktor war zur Abreise fertig! Die Haushälterin war mit ihrem Anzuge in Ordnung und packte Lebens- und Bequemlichkeitsmittel in den Wagen. Nur

der Commandant ließ noch auf ſich warten, wie gewöhnlich, denn ein alter Soldat pflegt entweder ſehr raſch und pünktlich oder ſehr langweilig und unordentlich zu ſein. Der Commandant gehörte manchmal zu der letzteren Sorte. Er hatte noch allerlei Befehle und Anweiſungen zu ertheilen, in ſolcher Menge, daß, wie der zum Nachſehen hingeſchickte und mit dieſer Meldung zurückkehrende Bediente des Direktors verſicherte, in der erſten halben Stunde an das Ende und die Abreiſe nicht zu denken ſei.

Der Direktor ging daher ruhig ſeinen Geſchäften nach.

Gefängniſſe und Strafanſtalten bieten vor allen andren Anſtalten den meiſten Stoff für die Beobachtung und das Studium des Menſchen dar. Jeder Stand, jeder Beruf, der für die Zwecke der Menſchheit mitzuwirken hat, ſollte dort an dem Material für ſeine Wirkſamkeit ſammeln.

Reich an Thatſachen zur Erkenntniß des menſchlichen Herzens war die Stube des Direktors der Strafanſtalt. Er hatte ſich zur Aufgabe gemacht, jeden Gefangenen, der eingeliefert wurde, ſich zuerſt vorführen zu laſſen, ſo wie perſönlich bei jeder Unterredung gegenwärtig zu ſein, die er einem Gefangenen mit den ihn beſuchenden Verwandten oder

Freunden gestattete. Er kannte genau jeden Sträfling und dessen Geschichte. —

Ein eben eingebrachter Gefangener wurde angekündigt, als der Bediente den Abreiseaufenthalt meldete. Der Direktor ließ den Eingebrachten vorkommen, einen jungen Mann von nicht unangenehmer Bildung, dem Anscheine nach von guter Herkunft! Er sah leidend und gedrückt aus.

Woher kommen Sie? fragte ihn der Direktor in einem wohlwollenden Tone.

Aus dem Gefängnisse der Residenz.

Was ist Ihr Verbrechen?

Ich soll einen Diebstahl begangen haben.

Sie sollen? Junger Mann, hier werden nur verurtheilte, mithin überführte Verbrecher zur Verbüßung ihrer Strafe eingesperrt, bei denen von dem bloßen Anschuldigen eines Verbrechens nicht mehr die Rede sein kann.

Ich versichere Sie, Herr Direktor, ich bin unschuldig.

Ich höre das Wort täglich von den verstocktesten Verbrechern, von den reumüthigen und besseren dagegen nie. Sie werden begreifen, daß mich das nicht für denjenigen einnimmt, der mir damit entgegenkommt.

Ich muß bei meiner Verſicherung bleiben! Ich bin noch nicht verurtheilt —

Noch nicht verurtheilt? Wie wäre denn das?

Der Direktor erbrach die Schreiben, die den Eingelieferten begleiteten. Er ſah zuerſt flüchtig hinein, dann mit mehr Aufmerkſamkeit, dann mit immer ſteigendem Intereſſe. Er ſah von den Papieren auf den Gefangenen, von dem Gefangenen in die Papiere und wurde ſehr nachdenkend.

Der Gefangene folgte mit Aengſtlichkeit jeder ſeiner Bewegungen.

Sie werden ſich überzeugt haben, Herr Direktor, daß ich noch nicht verurtheilt, alſo auch noch nicht überführt bin.

Ihr Fall iſt allerdings eigenthümlich. Sie ſollen laut beſonderen Befehls hier bis auf Weiteres bleiben, allein aus dem Umſtande, daß noch kein Urtheil gegen Sie ergangen iſt, folgt Ihre Unſchuld nicht.

O, mein Herr, ich ſollte im Gegentheile meinen, ſo lange Jemand noch nicht verurtheilt worden iſt, muß man ſeine Unſchuld annehmen.

Wol nicht immer! Es ſprechen gegen Sie ſehr erhebliche Verdachtsgründe.

Wollen Sie die unſchuldigſten Zufälligkeiten und dabei maßloſe Verleumdungen irgend eines geheimen

Feindes Verdachtsgründe nennen? Erwägen Sie dagegen nur den einen einzigen Umstand: Würde ich, wenn ich die Juwelen der Prinzessin gestohlen hätte, einen Schmuck von so ungeheurem Werthe, der mir in der weitesten Ferne eine beinahe fürstliche und durchaus ruhige Existenz sicherte, würde ich wol als ruhig fortarbeitender Künstler in der Residenz geblieben sein, ohne die Früchte meines Verbrechens genießen zu können, jeden Augenblick der Gefahr der Entdeckung ausgesetzt?

Man findet häufig, namentlich bei sehr schweren Verbrechen, eine unbegreifliche Verblendung und Sorglosigkeit! Gestehen Sie dagegen die Schwere der gegen Sie vorliegenden Verdachtsgründe ein; Sie sind Juwelier, Sie haben an dem gestohlenen Schmucke früher eine Reparatur vorgenommen; Sie waren zu dem Ende selbst in dem Cabinete der Fürstin gewesen; man hat Sie am frühen Morgen des Diebstahls in der Nähe des Parks gesehen. Sie haben seit dem Diebstahle mehr Ausgaben gemacht als bisher.

Haben Sie auch meine Vertheidigungsgründe gelesen?

Sie erklären freilich das Alles natürlich genug.

Warum wollen Sie nur das Gewicht der Thatsachen von Einer Seite anerkennen?

Wir können nicht darüber ſtreiten! Meine Abſicht war, Sie näher kennen zu lernen, um für Ihre Beſſerung nach meinen Kräften wirken zu können.

Er rief einen Aufſeher herbei, den Gefangenen abzuführen.

Der Gefangne, wies er den Aufſeher an, iſt zur ganz beſonderen Vorſicht empfohlen. Er wird einſam geſetzt und darf mit Niemanden ſprechen, hören Sie, mit Niemanden.

Zu Befehl.

Der Gefangene wurde abgeführt. Wer den Blick geſehen hätte, den er zum Himmel richtete, als er ſeinem verzweiflungsvollen Schickſale entgegengehen mußte, der hätte für ſeine Unſchuld geſchworen. —

Ein Vater wurde gemeldet, der ſeinen verhafteten Sohn zu beſuchen wünſche. Der Direktor befahl, den Sohn vorzuführen und demnächſt den Vater hereinzulaſſen.

Der Sträfling wurde herein geführt, ein derber Burſch von rohem Aeußeren.

Dein Vater will Dich ſprechen.

Meinetwegen.

Haſt Du kein beſſeres Gefühl beim erſten Wiederſehen Deines alten, durch Dich unglücklich gewordenen Vaters?

Der Menſch ſchwieg, gleichgiltig vor ſich hinſehend.

Der Vater trat ein, ein Landmann mit weißen Haaren und still bekümmertem Gesicht. Er reichte dem Sohne die Hand, indem er ihn zuerst mit halbabgewandtem Gesichte, dann mit dem vollen, festen Blicke des väterlichen Ernstes, aber auch der väterlichen Liebe ansah.

Der Gefangene blickte nur in dem ersten Augenblicke des Eintretens des alten Mannes zur Erde, dann sah er mit frechem Auge den alten Mann an.

Eine Weile standen sich die Beiden stumm gegenüber; der Vater schien eine Anrede des Sohnes zu erwarten; dieser schien trotzig nicht sprechen zu wollen.

Mein Sohn, hob der Vater zuletzt mit kummervoller Stimme an, welche Schande machst Du mir und Deinen Geschwistern und welches Unglück Dir!

Der Sträfling warf frech den Kopf zurück.

Mein Sohn ein Dieb! Ich habe mich mein langes Leben lang redlich genährt. Alle Deine Brüder sind brav geworden, Deine Schwestern haben brave Männer geheirathet. Du allein, der jüngste, den ich lieb hatte vor den anderen, mußt auf solche Abwege gerathen und uns diese Schande machen!

Vater, wenn Ihr nur gekommen seid, um mir Vorwürfe zu machen, so hättet Ihr zu Hause bleiben können.

In Dein Gewiſſen wollte ich reden, mein Kind! Das thut der Prediger hier.

Der Prediger hat nicht die Liebe des Vaters zu ſeinem verlorenen Kinde.

Wenn ich Euch verloren bin, ſo hättet Ihr mich ſollen liegen laſſen, wo ich lag.

Der Direktor trat zwiſchen ſie.

Alter Mann, ſagte er, brecht ein Geſpräch ab, das Euch nur ins Herz ſchneiden kann, verzaget aber nicht; kommt in vier Wochen wieder, vertraut unterdeß auf Gott und Zeit! — Und Du, junger Menſch, gehe in Dich und habe in den vier Wochen Tag und Nacht das Bild Deines alten Vaters vor Augen.

Er entließ die Beiden.

Wiederum zwei Bauersleute wurden gemeldet, Mann und Frau, die ihre gefangene Tochter beſuchen wollten. Das Mädchen befand ſich ſchon ſeit beinahe einem Jahre in der Anſtalt. Sie hatte ſeitdem ihre Eltern nicht geſehen, eins jener unglücklichen Opfer früherer Verführung und verſpäteter Barbarei der Geſetze.

Der Direktor ließ die Eltern eintreten. Es waren ein paar alte Leute in einfacher, reinlicher Bauernkleidung. Der Mann hatte ein feſtes Geſicht; doch lag unruhige Erwartung darin. Die Frau

hatte die Augen voll Thränen, die Blicke Beider waren unverwandt nach der Thür gerichtet, durch welche die Tochter treten mußte.

Die Thür that ſich auf. In der grauen Kleidung der Anſtalt trat ein junges Mädchen herein; die grobe Kleidung konnte die faſt zarte Figur nicht verbergen; der nagende Kummer und die ungeſunde Kerkerluft hatten den ſanften Glanz des Auges nicht tödten, die reine, durchſichtige Haut des feinen Geſichtes nicht zerſtören können.

Sie hatte nicht gewußt und nicht geahnt, daß ſie ihre Eltern ſehen ſolle. Bei ihrem Anblicke blieb ſie erſchrocken auf der Schwelle der Thür ſtehen. Dann bedeckte ſie plötzlich ihr Geſicht mit beiden Händen, drehte ſich um und wollte zurückſtürzen, zurück, als ſei ſie nicht würdig, das Antlitz des Vaters und der Mutter zu ſchauen oder als ſei es ihr unmöglich, ihren Anblick zu ertragen.

Die Mutter eilte auf ſie zu! Sie fing ſie auf in ihren Armen und drückte ſie an das Mutterherz. Das Mädchen ſchlang die Arme um die Mutter. Beide hatten keine Worte. Der alte Mann ſah gen Himmel.

Mutter, Mutter, o meine arme Mutter! ſchluchzte das Mädchen endlich.

Sie riß ſich von der Mutter los, trat zu dem Vater und gab ihm die Hand.

Er nahm ſie und drückte ſie und ſah in ihr Auge. Seine Züge erweichten ſich.

Vater, Mutter! rief das Mädchen, könnt Ihr mir verzeihen, daß ich Euch die Schande und den Kummer gemacht habe in Euren alten Tagen?

Mein Kind, ſagte die Frau, wir ſind nicht gekommen, um Dir Vorwürfe zu machen. Du haſt gefehlt, aber ſo Du Reue empfindeſt, wird der Herr Dir verzeihen, und wie ſollten es Deine Eltern nicht!

Herr Direktor, trat Mamſell Blauſteinin ein, zur Huldigung bunt aufgeputzt, wie vielleicht noch nie in ihrem Leben, denn die Freude des Putzes zu ihrer Hochzeit war ihr nicht zu Theil geworden, Herr Direktor, der Herr Obriſtwachtmeiſter iſt jetzt fertig.

Meine lieben Leute, ſagte der Direktor zu den Eltern der Gefangenen, Eure Tochter führt ſich ſo brav, daß ich hoffentlich, noch ehe das Jahr zu Ende geht, mich für ihre Begnadigung werde verwenden können.

Er trug einem Aufſeher auf, das Mädchen noch eine Stunde lang mit ihren Eltern ſich ungeſtört unterhalten zu laſſen, und entfernte ſich mit Mamſell Blauſteinin.

Der Commandant ſaß ſchon im Wagen; aus demſelben heraus ertheilte er dem älteſten Offiziere, der am Schlage ſtand, noch Befehle. Desgleichen geſchah, während der Direktor einſtieg, von Seite der Haushälterin an Anna Hammer, ihre Gehülfin in der Wirthſchaft. Darauf ſchob die Dame ſelbſt ihre Perſon in den Wagen, und dieſer rollte davon. Das Thor der Feſtung verſchloß ſich hinter ihm. —

Anna Hammer war vom Geigenfritz als ſeine Enkelin in die Feſtung gebracht worden. Die Haushälterin hatte bei dieſer Gelegenheit zwei Flaſchen des beſſeren Weines aus dem Keller des Commandanten herauf geholt und den Unteroffizier Lange, ihren Freund, mit dazu eingeladen. Die beiden alten Soldaten hatten zuſammen viel von alten Zeiten und Kriegsabenteuern, die Haushälterin mit Geigenfritz daneben viel von der Kunſt des Feſtmachens geſprochen. Der Geigenfritz hatte viele Geheimniſſe heut ausgeplaudert und kein einziges dafür eintauſchen können. Er verabſchiedete ſich, indem er ſich ſelbſt beſſeren Zeiten und Anna Hammer der Freundlichkeit ihrer neuen Gönner empfahl.

Anna Hammer hatte durch ihr munteres und muthiges, flinkes und geſchicktes, dienſtfertiges und treues Weſen ſich bald die Zuneigung ſowol der Haushälterin als des Unteroffiziers Lange erworben.

Die Haushälterin und dieser Unteroffizier schienen so ziemlich unzertrennlich zu sein. War sie nicht bei oder für den Commandanten beschäftigt und war er nicht im Dienste, so konnte man sicher darauf rechnen, ihn in ihrer Gesellschaft zu finden, aus seinem Stummel rauchend und vor sich hinblickend. Er sprach nicht viel, auch sie war nicht immer gesprächig. Es schien nur Bedürfniß für Beide zu sein, ihre Gesellschaft zu theilen. Früher hatte er ihr kleine Handreichungen geleistet und sie hatte dagegen wieder Manches für ihn besorgt. Sowol jenes wie dieses that jetzt Anna, für ihn wie für sie.

Ihm verrichtete sie außerdem bald noch einen sehr wesentlichen Dienst.

Die Festung diente zu einer zwiefachen Gefangenenanstalt. Zunächst und ihrer eigentlichen Bestimmung nach war sie für Verbrecher aus dem Civilstande eingerichtet. Diese und die dafür bestimmten Gebäude standen unter der unmittelbaren Aufsicht des Direktors der Anstalt und der ihm untergebenen Beamten. Daneben nahm sie ausnahmsweise Staatsgefangene auf, die ausschließlich der militairischen Aufsicht, also unmittelbar der des Commandanten, er als der höchste Beamte der Festung den Befehl über das Ganze führte, unterworfen waren. Die Gebäude, in denen diese Staatsgefangenen aufbe-

wahrt wurden, lagen auch äußerlich von den übrigen getrennt und hatten besondere Zugänge. Sie standen in Verbindung mit der Wohnung des Commandanten. Zu ihnen gehörte der niedrige, runde Thurm. Getrennt von den Gebäuden der beiden Anstalten war die Caserne der Militairbesatzung. In denjenigen Theil der Festung, in welchem die Wohnung des Commandanten und die „Staatsgefängnisse" lagen, war ohne Genehmigung des Commandanten, oder bei seiner Abwesenheit, seines Stellvertreters, Niemanden der Eingang gestattet. Es wohnten in demselben nur der Commandant mit seinem Hausperſonale und seinem Bureau, ferner sein Adjutant und die Unteroffiziere Lange und Lewald, welche als Gefangnenwärter für die Staatsgefangenen fungirten. Er hatte seine eigene Wache, die täglich aufzog.

Der Unteroffizier Lewald schien weder mit seinem Cameraden Lange, noch mit der Mamsell Blausteinin besonders befreundet zu sein. Er hielt sich meist in der Wachtstube auf.

Die beiden Unteroffiziere hatten den Aufsichtsdienst in dem runden Thurme. Ob Lewald noch außerdem einen Dienst hatte, konnte Anna Hammer nicht ermitteln. Lange wenigstens hatte keine andere Beschäftigung weiter. Der Thurm war von

innen in zwei Hälften getheilt, in eine südliche und nördliche. Jede Hälfte hatte ihren besonderen Eingang und inwendig ihre besonderen Etagen und Treppen. Ob sie von innen durch Thüren mit einander in Verbindung standen, hatte Anna Hammer nicht erfahren können. Der Dienst im Thurme war zwischen den beiden Unteroffizieren in der Art getheilt, daß der Eine ihn in der nördlichen und der Andere in der südlichen Hälfte besorgte.

Der Unteroffizier Lange zählte viele Jahre des Alters und des Dienstes. Beide hatten seine Knochen etwas mürbe und seine Glieder steif gemacht. Jede Erleichterung in seinem Dienste war ihm daher doppelt willkommen. Besonders schwer wurde ihm das Ersteigen von Treppen, zumal wenn er zugleich etwas zu tragen hatte. Nun mußte er aber täglich zweimal, das eine Mal Brod und Wasser, das andere Mal Mittagessen, einem Gefangnen im Thurme, dem Rittmeister von Horberg, zwei steile Treppen hoch hinauftragen. Er klagte sehr über diese Beschwerniß in Gegenwart Annas.

Als er nach zweimaliger Klage zum dritten Male den beschwerlichen Weg antreten wollte, stand die freundliche und dienstfertige Anna Hammer schon mit dem Brote und dem Wasserkruge auf ihn wartend da.

Was soll das, mein Kind? fragte er mit seinem gewöhnlichen Ernste.

Das Tragen wird Ihnen so sauer, lieber Herr Lange, ich wollte Ihnen helfen.

Hoho, mein Schäfchen, so geht das nicht. In den Thurm darf Niemand, als auf Befehl des Herrn Commandanten. Hast Du einen solchen aufzuweisen?

Aber, lieber Herr Lange, ich gehe ja nur mit Ihnen.

Gleichviel! Du darfst nicht, gib her.

Aber, lieber Herr Lange, der Herr Commandant würde gewiß gegen meine Person nichts zu erinnern haben. Hat er doch der Mamsell Blausteinin erlaubt, mich in sein Haus zu nehmen.

Gleichviel, ich darf nicht, es darf kein Anderer in den Thurm.

Aber, lieber Herr Lange, wenn nun die Mamsell Blausteinin selbst Ihnen einmal wollte tragen helfen?

Er stutzte und dachte nach, mochte jedoch nicht mit sich ins Klare kommen können. Das wäre etwas Anderes, sagte er.

Die Kleine gab indeß nicht nach. Aber, lieber Herr Lange, wiederholte sie mit einem fast trotzigen Eigensinn, der allein ihn beinahe wankend machte, der Mamsell Blausteinin hat der Commandant

auch nicht erlaubt, mit Ihnen in den Thurm zu gehen, und wenn Sie die mitnehmen, so können Sie mich auch nicht zurückweisen.

Ueberzeugte ihn diese Logik oder der Wunsch, in den schweren Ersteigungen der Treppen erleichtert zu werden, genug er gab mit vielem Knurren und Brummen nach. Das Mädchen durfte ihn begleiten und begleitete ihn von da an täglich.

Auf seinen Wegen zu dem zweiten Gefangenen, dem Doctor Vorhöff, der unten im Thurme saß, durfte sie aber nicht mit ihm gehen. Er war hierin so unerbittlich strenge, daß es schien, er wolle dadurch die Vorwürfe beschwichtigen, die ihm sein Gewissen über seine Nachgiebigkeit hinsichtlich des ersten Gefangenen machte.

Der Geigenfritz hatte Anna, als er sie in die Festung brachte, mit dem Zwecke ihres Aufenthalts in derselben bekannt gemacht und mit Anweisungen ausführlich versehen. Sie sollte sich möglichst genaue Nachrichten zu verschaffen suchen, ob und wo der Graf Arnstein, der Rittmeister Horberg und ihr Schwager Vorhöff, nicht minder die Prinzessin Amalie, Gemahlin des Grafen Eduard von Arnstein, gefangen gehalten würden. Sie sollte versuchen, zu denselben zu gelangen, und mit ihnen über Pläne zu ihrer Befreiung verhandeln. Ihre Schwester hatte

ihr einen Brief an Vorhöff, Schrader einen an Horberg mitgegeben. Zweimal ſeit ihrer Anweſenheit in der Feſtung hatte Geigenfritz ſie beſucht, jedesmal hatte er ihr dabei ein neues Schreiben Schraders an Horberg mitgebracht.

Sie hatte bis jetzt weder eins der Schreiben abgeben, noch einen der Gefangenen ſprechen können. Nicht einmal der Name einer der Gefangenen war genannt worden, denn es gab dort nur Nummern, keine Namen. So war es im Dienſte, ſo war es in der Privatunterhaltung. Fragen durfte Anna nicht, wenn ſie ſich nicht verdächtig machen wollte.

Der heutige Tag, der Tag der Huldigung, ſollte Vieles, ſehr Vieles entſcheiden. Der Commandant war fort, und die Haushälterin mit ihm. Der Unteroffizier Lange war krank, und hütete ſchon ſeit drei Tagen das Bett. Der Unteroffizier Lewald verſah für ihn den Dienſt, den Anna noch nicht in den Thurm begleitet hatte.

Heute ſollte ſie ihrer Aufgabe näher treten, vielleicht gar ſchon zum größten Theile ſie löſen. Sie ſollte heute viel wagen, aber auch, wenn ſie gewann, viel gewinnen.

Sie hatte bisher nur Einen Gefangenen, nur Eine Gefängnißzelle geſehen. Wer der Gefangene war, wußte ſie nicht, ſie ſchloß, oder vielmehr ver-

muthete es nur. Ihr Schwager war es nicht, der alte Graf Arnſtein konnte es nicht ſein, denn ſie hatte einen Mann in dem rüſtigen Mannesalter geſehen. Es konnte alſo nur der Rittmeiſter von Horberg ſein, da man ihr von einem vierten Gefangenen nichts geſagt hatte. Freilich, wer ſtand ihr dafür ein, daß nicht doch noch andere Gefangene, von denen ſie nichts wußte, in den weitläufigen, dunklen Gebäuden weilten? Wer ſtand überhaupt dafür ein, daß die wenigen und dürftigen Nachrichten, die der Geigenfritz auf dem Jahrmarkte eingezogen und ihr mitgetheilt hatte, gerade auf die geſuchten Perſonen ſich bezogen? Wie oft täuſcht nicht das Hoffen und Wünſchen!

Daß in demſelben Thurme, in welchem der vermeintliche Rittmeiſter gefangen gehalten wurde, und zwar unten, noch ein zweiter Gefangener ſaß, wußte ſie aus dem Umſtande, daß der Unteroffizier Lange die Aufſicht über denſelben führte. Nach Geigenfritzens Vermuthung war es ihr Schwager. Weiter wußte ſie aber nichts darüber. Sie kannte nicht einmal die Lage der Zelle, denn niemals hatte der Unteroffizier ſie mitgenommen, wenn er zu dieſem Gefangenen ging, und ohne den Unteroffizier den Thurm zu betreten, hatte ſie bis jetzt nicht gewagt.

Daß in dem nämlichen Thurm, und zwar in der

anderen Abtheilung desselben, noch ein dritter Verhafteter sich befinde, der unter der Aufsicht des Unteroffiziers Lewald stehe, ging theils aus den von Geigenfritz ihr mitgetheilten Nachrichten hervor, und war ihr zum Theil durch die Reden Langes und der Haushälterin bestätigt worden. Etwas Weiteres hatte sie durchaus nicht darüber erfahren können.

Das war Alles, was sie wußte.

Von der Prinzessin hatte sie nicht die geringste Spur zu entdecken vermocht. Genau hatte sie alle Schritte der Haushälterin beobachtet, aber niemals hatte diese ihre Schritte in ein anderes Gebäude gesetzt als in das Commandanturgebäude, in dem sie wohnten. In diesem hatte sie sich zwar täglich in die oberen Räume begeben, wohin Anna ihr nicht folgen konnte, aber dort waren die Wohnzimmer des Commandanten, und nichts zeigte an, daß die allerdings weitläufigen Zimmer des oberen Stockes noch sonst Jemanden zu einem freiwilligen oder unfreiwilligen Aufenthalte dienten.

Es war acht Uhr Morgens, als der Wagen des Commandanten abgefahren war. Wasser und Brot war den Gefangenen schon gebracht und bis zwölf Uhr Mittags, wo ihnen das Mittagsessen gereicht wurde, bekümmerte sich Niemand weiter um sie, wenn nicht etwas Besonderes vorfiel. Vier volle Stunden hatte

ſie alſo Zeit zur Ausführung ihres Vorhabens, hatte aber auch noch manche Schwierigkeit zu überwinden.

Mit ihrem angebornen frohen Muthe machte ſie ſich an das Werk.

Ihr Plan war, zuerſt ihren Schwager aufzuſuchen. Zog doch ſchon die Verwandtenliebe ſie zunächſt zu ihm hin! Von ihm wollte ſie zu Horberg. Demnächſt wollte ſie verſuchen, den Grafen zu ermitteln. Vielleicht konnten jene Beiden ihr einige Auskunft über ihn ertheilen. Sie wollte ihre Aufgabe nicht halb ausführen, alſo nicht blos erzählen und fragen, ſondern namentlich auch die ihr eingehändigten Briefe übergeben. War es doch nur zu natürlich, daß die Gefangnen ſich nach nichts mehr ſehnen mußten als nach Mittheilungen und Liebeszeichen von den Ihrigen. Ueberdieß, konnten nicht die Briefe zum Theil wichtige Nachrichten enthalten, die man ihr mündlich nicht hatte anvertrauen wollen? Nun hatte ſie aber bei ihrer Begleitung des Unteroffiziers Lange durch die genauſte und ſorgfältigſte Beobachtung ſich überzeugt, daß die Thür und die Klappe, die zu Horbergs Zelle führten, ſo feſt und dicht verſchloſſen waren, daß es auch nicht möglich geweſen wäre, nur eine Stecknadel hindurchzubringen. Daß die Oeffnungen der Zelle ihres Schwa-

gers von derſelben Beſchaffenheit ſein würden, mußte ſie vorausſetzen. Sie mußte alſo auf ein andres Mittel zur Beförderung der Briefe ſinnen. Es ſtellte ſich ihr nur Eins als möglich dar, freilich ein ſehr bedenkliches, gefährliches, aber all ihr Nachſinnen zeigte ihr kein andres und es mußte kühn ergriffen werden. Sie mußte ſich in den Beſitz der Schlüſſel zu den Thüren oder zu der Klappe der Zellen zu ſetzen ſuchen.

Der Unteroffizier Lange hatte die ſämmtlichen Schlüſſel zu den ſeiner Aufſicht anvertrauten Zellen an einem großen, eiſernen Ringe vereinigt. Er trug ſie ſtets wie ein Heiligthum bei ſich. Des Nachts lagen ſie vor ſeinem Bette, ſo daß der erſte, faſt bewußtloſe Griff ſeiner Hand nach ihnen gerichtet ſein mußte. Obwol während ſeiner Krankheit ſein Camerad Lewald den Dienſt für ihn verſah, vertraute er dieſem die Schlüſſel doch nicht weiter an, als es durchaus nothwendig war. Lewald mußte ſie jedes Mal, wenn er ſie gebrauchte, ſelbſt abholen und wenn er ſie gebraucht hatte, wieder auf ihren Platz vor dem Bette legen.

Auf welche Weiſe ſollte ſie nun ſich ihrer bemächtigen, ohne die Aufmerkſamkeit oder den Verdacht des kranken Soldaten zu erregen? Die Aufgabe war in der That nicht leicht zu löſen. Anna Hammer

konnte keinen bestimmten Plan dafür entwerfen und mußte sich auf ihr gutes Glück verlassen. Ein augenblicklich unbemerktes Wegnehmen wäre wol möglich gewesen, aber eben so wahrscheinlich, ja gewiß war es, daß der Unteroffizier, wenn sie fort war, jeden Augenblick nach den Schlüsseln sich umsehen und sie vermissen werde. Vermißte er sie aber, so war alles verloren.

Anna Hammer vertraute auf ihr gutes Glück. Sie machte sich das Herz leicht, das ihr etwas schwer zu werden drohte, schloß die Stube der Haushälterin ab und begab sich in die Kammer des Unteroffiziers Lange. Der kranke Soldat lag in Fieberhitze auf seinem Bette. Sein Gesicht glühte, seine Augen glänzten krankhaft von dem Feuer des Fiebers, aber ihre Sehkraft hatten sie nicht verloren und wenn er sich auf seinem Lager herumwarf, fielen sie jedes Mal zu allererst auf die verhängnißvollen Schlüssel, die breit an dem schweren Ringe auf dem Stuhle dicht vor seinem Bette lagen.

Sind sie fort? fragte er das eintretende Mädchen.

Vor wenigen Minuten ist der Wagen zum Thore hinausgefahren. Wünschen Sie etwas, Herr Lange?

Mir ist sehr heiß. Reiche mir das Wasser.

Sie reichte ihm das Brotwasser, das auf einem Tische stand. Er trank und gab es ihr zurück.

Setze Dich dorthin.

Sie mußte ſich zu dem Fußende des Bettes ſetzen.

Einen Schritt weit von ihr, auf dem Stuhle am Kopfende, lagen die Schlüſſel. Sie brauchte nur die Hand auszuſtrecken und ſie war in ihrem Beſitze, aber auch er brauchte nur mit der Hand aus dem Bette zu reichen oder die Richtung des Auges zu verändern, ſo bemerkte er den Verluſt. Vergebens und immer vergebens ſtrengte ſie ihr Köpfchen an. Eine Minute verging nach der andern; es wurde ihr faſt ängſtlich. Wenn er ſtürbe, der alte Mann, kam ihr plötzlich ein Gedanke, dann wäre alle Schwierigkeit gehoben aber es wurde ihr unheimlich bei dem Gedanken und ſie ſchauderte in der Todtenſtille, die ſie umgab.

Der Arzt der Anſtalt trat ein, den Kranken zu beſuchen. Er fand den Zuſtand verſchlimmert, das Fieber weit heftiger, als am Tage vorher. Er ſchüttelte den Kopf.

Was iſt hier vorgefallen? fragte er.

Anna verſicherte ihn, daß der Kranke ſich ruhig und ſtrenge nach den ärztlichen Vorſchriften gerichtet habe, daß auch nichts Beſondres paſſirt ſei. Der Kranke ſelbſt ſtimmte bei.

Allein der Arzt kannte ſeine Leute. Ich weiß es ſchon, ſagte er. Mamſell Blauſteinin wird vor ih-

rer Abreiſe Sie ſo mit Beſorgniſſen und Anweiſungen heimgeſucht haben, daß die Folgen jetzt allerdings ſehr deutlich vor uns ſtehen.

Man konnte nicht ganz leugnen.

Ihr Zuſtand iſt gefährlich, lieber Lange, fuhr der Arzt fort. Der begangene Fehler muß wieder gut gemacht werden. Ich muß Ihnen die unbedingteſte Ruhe anempfehlen. Heute ſprechen Sie Niemanden mehr. Sie, Kleine, mache ich dafür verantwortlich, daß kein Menſch zu dem Kranken gelaſſen wird, daß Niemand heute mehr ein Wort mit ihm ſpricht. Ich werde nach Mittag wieder kommen.

Er ging.

Er hatte durchaus entſchieden geſprochen, befohlen. Anna hatte keins ſeiner Worte verloren. Sie hatten ſie von zwei Seiten getroffen. Es wurde plötzlich hell in ihrem Köpfchen. Das Mittel war gefunden. Die Schlüſſel konnten ihr nicht entgehen. Der kranke Soldat kam ſelbſt ihr zu Hülfe.

Gehe Du an Deine Arbeit und laſſe mich allein, ſagte er zu ihr, als der Arzt fort war. Der Doctor hat Recht. Ich muß Ruhe haben, ſtelle mir Medicin und Waſſer auf den Stuhl hier und laß keinen Menſchen zu mir.

Auch der alte Soldat fürchtet den Tod auf dem Krankenlager.

Anna that, wie er ihr gebot.

Dann ſagte ſie und ihre Stimme zitterte doch etwas mehr, als ſie ſelbſt gefürchtet hatte: Aber die Schlüſſel?

Lewald wird ſie ſchon holen.

Es ſoll ja Niemand zu Ihnen.

Lewald wird mich nicht ſtören.

Der Arzt hat keine Ausnahme gemacht und Sie haben immer ſelbſt geſagt, dem Arzte müſſe man gehorchen, wie dem Offizier in der Bataille.

Wie fangen wir es denn an?

Ich denke, Sie machen heute eine Ausnahme und überlaſſen die Schlüſſel dem Herrn Lewald. Ich werde ſie ihm hintragen.

Er wurde unruhig: Lewald die Schlüſſel?

Zu Mittag müſſen Sie ſie ihm ja doch überlaſſen.

Aber Du? — Er ſah das Mädchen nachdenklich an.

Nun, ſagte ſie ſcherzend, ſie werden ja nicht zu ſchwer für mich ſein.

Sie nahm den Schlüſſelbund von dem Stuhle auf und wog ihn in der Hand.

Es war, als ob es ihm leichter ums Herz würde, als er die Schlüſſel einmal in der Hand des Mädchens ſah. Er warf ihr wenigſtens nichts mehr ein.

Ich werde ſie hintragen, ſagte ſie.

Noch eine Weile ſchwieg er. Dann ſagte er nach einigem Kampfe: In Gottes Namen!

Er warf ſich mit dem Geſichte nach der Wand. Das Mädchen verließ mit den Schlüſſeln die Stube.

Die erſte Schwierigkeit war überwunden. Auf drei bis vier Stunden war ſie Herrin wenigſtens des letzten Mittels zu der Verbindung mit den Gefangnen. Auch vor einer Entdeckung war ſie ſicher; ſie glaubte ſich darauf verlaſſen zu dürfen, daß der Unteroffizier Lewald vor Mittag nicht zu ſeinem Cameraden gehen werde. Es kam jetzt darauf an, auf eine unbemerkte oder unverdächtige Weiſe in den Thurm zu gelangen.

Der Thurm lag etwa funfzig Schritte von dem Commandanturgebäude entfernt. Ein weiter Platz lag zwiſchen beiden, von Gebäuden und der Feſtungsmauer umgeben. Der Platz ſelbſt war frei. Der Weg von dem Commandanturhauſe zu dem Thurme führte mitten über denſelben. Vor der Thüre des erſtern ſtand eine Schildwache. Vor jeder der beiden Thüren des Thurmes, die bei Tage geöffnet blieben, ſtand wieder eine Wache. Unbemerkt in den Thurm zu kommen, war eine Unmöglichkeit. Es blieb nur übrig, den Eingang unverdächtig zu bewirken zu ſuchen. Anna Hammer hatte ihren Plan

gemacht. Das nützliche und falsche Hausthier, die Katze, sollte ihr helfen, ihn auszuführen. War doch auch ihr Plan einer von denen, in welchen der Zweck die Mittel heiligt.

Zu den Besitzthümern der Haushälterin gehörte eine junge Katze. Es war ein kluges, freundliches, fast neckisches Thierchen. Das Mädchen spielte mit ihr in ihren freien und einsamen Stunden. Sie hatte keine andere Gespielin in der Festung und es muß das Herz an etwas hangen, zumal das Herz eines jungen Mädchens. Das junge Thier war ihr ergeben und folgte ihr, wie ein alter Hund seinem Herrn, wie ein alter General dem Absolutismus, nur freundlicher.

Die Briefe und die Schlüssel in der Tasche, die junge Katze auf dem Arme, trat Anna Hammer aus der Thüre des Commandanturgebäudes auf den Hof. Sie sah sich nur nach den warmen Sonnenstrahlen um und streichelte und hätschelte nur die Katze, so unbefangen, so achtlos und arglos, als wenn es weder Schildwachen noch irgend etwas Andres auf dem Hofe oder in der Welt gebe. So schlenderte sie umher, von der einen Seite des Hofes zu der andern; bald das Thierchen auf die Steine setzend und sich mit ihm fangend, bald es wieder in ihren Arm nehmend und streichelnd; dann es wieder von sich

laſſend, um es zu jagen und ſich von ihm jagen zu laſſen, um mit ihm zu tanzen und zu ſpringen. Die alten, bärtigen Schildwachen vor dem Hauſe und vor dem Thurme hatten ihre Herzensfreude an dem freundlichen, unſchuldigen Mädchen und an ihrer zierlichen Geſpielin. Auch jeder Andere würde ſeine Freude über ſie gehabt haben, aber es war kein Andrer auf dem Hofe.

Unvermerkt kam ſie in die Nähe des Thurms. Das Jagen und Springen und Fangen und Haſchen wurde lebendiger. Anna retirirte in den Thurm, die Katze ſprang ihr nach. Sie lief wieder hinaus, die Katze hing an ihrem Kleide.

Sie ſprang wieder in den Thurm, durch die Thür, die zu der Zelle Horbergs führte. Die Katze ſprang mit ihr hinein.

Sie ſtand ſtill in dem dunklen Flur hinter der Thür. Sie nahm das Thier auf ihren Arm. Ihr Herz pochte. Sie horchte. Sie hörte nur die Schläge ihres Herzens und den ruhigen, gemeſſnen Schritt der Schildwachen. Sollte ſie es wagen? — Sie wagte es.

Der Thurm hatte einen ſchmalen, winkeligen Flur. In dieſem befand ſich, wenige Schritte von der Eingangsthüre, der Fuß einer ſteinernen Wendeltreppe, die in die obern Stockwerke führte. Rechts von die-

ſer Treppe lief ein Gang, gleichfalls ſchmal und dunkel, wie der Flur; er bekam ſein weniges Licht nur durch die Oeffnung der Eingangsthür, die wahrſcheinlich deshalb bei Tage geöffnet blieb.

In dieſem Gange mußte die Zelle Vorhöffs ſein, denn ein andrer Gang war nicht da und daß der zweite der von dem Unteroffizier Lange beaufſichtigten Gefangnen in dem untern Gange des Thurms in Verwahrſam war, wußte ſie. Nur die Lage der Zelle war ihr völlig unbekannt, weil ſie in dem Gange noch niemals geweſen war, ſondern jedes Mal, wenn ſie den Unteroffizier begleitete, nur mit ihm hatte nach oben gehen dürfen.

Anna Hammer drückte ihre Katze feſt an ſich, damit ſie ihr nicht entſpringe: dann fing ſie an, zu ſpringen, zu huſchen, zu ſchmeicheln und zu locken, daß die Schildwachen draußen nichts andres glauben konnten, als das Mädchen ſuche in dem dunklen Thurme ihre Katze oder jage ſich auch dort mit ihr. Inzwiſchen — die Kleine hatte ihren Feldzugsplan nicht ohne Umſicht entworfen — ſchlug die Feſtungsuhr die neunte Morgenſtunde, die Stunde der Ablöſung der Poſten. Mit dem letzten Schlage der Uhr ertönte der Herausruf; zwei neue Schildwachen traten vor die Thüren des Thurms; ſie wußten nichts

von dem Mädchen, das in dem Innern war. Sie verhielt sich still.

Vorsichtig ging sie in dem Gange weiter. Es befanden sich sechs Thüren in demselben, alle in einer Reihe, nach der Außenseite hin. Neben jeder Thüre war eine verschlossene Klappe. Die Einrichtung war genau wie oben. Hinter einer dieser Thüren mußte ihr Schwager sitzen. Bei der letzten derselben fing sie ihre nähere Untersuchung an. Sie klopfte leise an die Thür und horchte dann. Nichts regte sich drinnen. Sie klopfte noch einmal und legte ihr Ohr an die eisenbeschlagene, feste Thür. Keine Antwort, kein Laut, keine Bewegung drinnen! Sie klopfte stärker, sie rief leise den Namen Vorhöff, dann den Namen Adolf, den Vornamen Vorhöffs. Es war umsonst. Diese Zelle war leer. Sie ging an die folgende Thür und wiederholte die nämlichen Bemühungen. Vergeblich; auch diese Zelle war unbewohnt. Die gleiche Ueberzeugung gewann sie von der dritten, vierten und fünften Zelle. Es blieb nur noch die sechste Zelle übrig. War der Gesuchte überhaupt in diesem Gange zu finden, so war es nur in dieser Zelle. Sie war die erste, die nächste an der Eingangsthür des Thurms, kaum drei Schritte von derselben entfernt, also in der allernächsten Nähe der Schildwache, der auch eine noch so leise Bewe-

gung, bei einiger Aufmerkſamkeit, nicht entgehen konnte. Klopfen, Sprechen, jeder Laut mußte ſie verrathen. An ein Aufſchließen der Thür oder der Klappe war gar nicht zu denken. Entfernte ſich auch die Schildwache in ihrem regelmäßigen, kurzen Gange auf einige Schritte; die Entfernung war zu gering, die Rückkehr erfolgte zu kurz.

Das Mädchen wurde von einer großen Angſt und Zaghaftigkeit befallen. Sie wagte kaum zu athmen. Aller Muth ſchien bei einer Lage der Sache, die ſie vorher nicht überdacht hatte, ſie plötzlich verlaſſen zu haben. Wer will es dem zarten, ſich allein überlaſſnen Kinde verdenken! Sie war vielmehr zu bewundern, daß ſie einen raſchen andren Entſchluß zu faſſen vermochte. Horbergs Zelle war ihr genau bekannt. Zu ihm konnte ſie ohne Geräuſch gelangen. Vielleicht konnte er ihr Mittheilung über den Aufenthaltsort ihres Schwagers machen, jedenfalls ſie mit ſeinem Rathe unterſtützen.

Sie ſtieg leiſe die Treppe hinauf und erreichte die wohlbekannte Zelle. Kaum hörbar zog ſie die Schlüſſel aus der Taſche. Sie verglich einzelne derſelben mit der Form und Größe des Schlüſſelloches an der Seitenklappe und glaubte den rechten gefunden zu haben. Wiederum, als ſie den Schlüſſel faßte, um aufzuſchließen, wurde das arme Kind von

einer großen Angſt ergriffen, einer Angſt, die plötzlich und faſt gegenſtandlos über ſie herfiel und deſto mehr ſie niederzuwerfen drohte. Der Athem verging ihr beinahe, ihr Herz bebte, aber wiederum ermannte ſie ſich.

Sie nahm mit feſter, entſchloſſener Hand den Schlüſſel und ſteckte ihn in die Oeffnung des Schloſſes. Er paßte; ſie drehte ihn um; das Schloß öffnete ſich leichter als ſie erwartet hatte. Die Klappe war offen.

Von innen hörte ſie ein Geräuſch, aber Niemand nahte ſich der Oeffnung. Es war, als wenn der Bewohner des Gefängniſſes ſich blos aufgerichtet oder umgedreht hätte, überraſcht vielleicht durch die plötzliche und völlig ungewöhnliche Eröffnung der Klappe. An dieſe heran kam er nicht.

Herr von Horberg! rief das Mädcher mit leiſer, kaum hörbarer Stimme. Sie mußte auch dazu allen ihren Muth zuſammennehmen.

Der Bewohner der Zelle war raſch aufgeſprungen und ſtand in einer Sekunde an der geöffneten Klappe. Sein Geſicht war ganz nahe gegenüber dem des Mädchens. Die Strahlen der klaren Vormittagsſonne fielen, von dem Blechkaſten vor dem Fenſter nicht aufgehalten, hell in die Zelle.

Anna Hammer hatte wol den Rittmeiſter von

Horberg, aber dieſer hatte ſie noch nicht geſehen. Sie mußte, wenn ſie den Unteroffizier begleitete, ſtill hinter dieſen zurücktreten und Horberg, der kein zweites menſchliches Weſen vor ſeiner Thüre vermuthen konnte, hatte um ſo weniger Veranlaſſung gehabt, in den dunklen Raum hinter dem alten Soldaten ſeine Blicke zu richten.

Sie hatte ihn immer nur flüchtig geſehen, faſt nur das ſchwarze Haar und den ſchwarzen Bart. Mit einer wie eigenthümlichen Neugierde ſie auch oft nach dem Manne hingeblickt hatte, der ſchon durch das herbe Schickſal ſeiner traurigen, einſamen Haft ihr Intereſſe in Anſpruch nahm, ihr Herz mit Mitleiden erfüllte und für den Intereſſe und Mitleiden ſich nothwendig ſteigern mußten, da, wenn es wirklich Horberg war, den ſie ſah, ſie ihn als den Freund und Leidensgefährten ihres Schwagers kannte; niemals hatte es ihr gelingen wollen, die Züge ſeines Geſichts näher zu erkennen. Heute ſah ſie dieſe zum erſten Male. Plötzlich ſah ſie, dicht vor ihren Augen, das hohle, leichenblaſſe, aber kräftig und edelgeformte Geſicht, die feine, gebogene Naſe, die hohe, breite Stirn, die glänzenden, feſt auf ſie gerichteten Augen, ein Geſicht, dem das ſchwarze Haar und der ſchwarze Bart hinter dem Rahmen der Gefängnißöffnung einen eigenthümlichen, faſt idealen

Zauber verliehen. Sein Anblick machte auf das Mädchen einen Eindruck, der ihr für einen Augenblick das Herz in nie gefühlter Weise zusammenpreßte.

Vielleicht nicht minder war der Rittmeister von Horberg überrascht, als er, schon betroffen durch den überhaupt ungewöhnlichen Besuch, sowie durch die Nennung seines Namens und die feine Stimme, die diesen rief, plötzlich das liebliche und reizende Gesicht der kaum erblühten Jungfrau sah, die zitternd, blaß, ängstlich und verlegen vor ihm stand und um so lieblicher und reizender war, je verlegener und verwirrter sie wurde.

Sie hatte sich wol vorgenommen, was sie ihm sagen wollte, wenn sie ihm so gegenüber stehen werde, wie sie jetzt vor ihm stand, aber sie hatte jetzt in der That keine Worte. Die natürliche Erschöpfung, die ihrer starken und gewaltsamen Aufregung folgte, war nicht geeignet, die Verwirrung aufzuhalten, in die ein plötzlicher Blick auf das Sonderbare ihrer Lage, zumal gegenüber dem fremden Manne, sie unwiderstehlich hineinwarf. Sie drückte in ihrer Verlegenheit die junge Katze an sich und wurde dann noch verwirrter, indem sie leicht sich sagen mochte, welch eine sonderbare Figur sie mit dieser stummen Zärtlichkeit gegen das Symbol der Falschheit mache.

Was bringen Sie mir? fragte der Rittmeiſter von Horberg, indem er ſeiner tiefen Stimme den Ton einer milden Freundlichkeit gab.

Auch die freundliche Frage gab ihr nicht ſofort die Sprache zurück.

Er fragte noch einmal: Was bringen Sie mir, mein Kind?

Eins ſtand jetzt klar vor ihr, der nächſte Zweck, der ſie zu ihm geführt hatte.

O, mein Herr, ſagte ſie, ich ſuche meinen Schwager Vorhöff, Ihren Freund, Ihren Mitgefangenen, ich habe Botſchaft an ihn und an Sie von Ihren Freunden, von Herrn Schrader.

Hatte er ſie ſchon vorher mit neugieriger Aufmerkſamkeit betrachtet, ſo richteten ſich alle ſeine Gedanken, ſein ganzes Intereſſe auf ſie, wie man ſie einer räthſelhaften Erſcheinung zuzuwenden pflegt, die im Begriffe ſteht, das Buch eines großen und ſchweren Schickſals aufzuſchlagen.

Wer ſind Sie? fragte er.

Die Schwägerin Vorhöffs.

Wie kommen Sie hierher?

Später, ſpäter davon. Ich komme hoffentlich öfter zu Ihnen, ich bitte Sie jetzt nur um Eins: Wiſſen Sie nichts von Vorhöff? Iſt er hier? Wo hält er ſich auf?

Er iſt hier.

Und wo?

In dieſem nämlichen Gebäude, gerade unter mir, im unterſten Stockwerk.

Gerade unter Ihnen?

Das Fenſter meines Gefängniſſes liegt ſenkrecht über dem Seinigen.

Sie ſann nach. Die Zelle Horbergs war die Eckzelle auf der rechten Seite des Thurms. Alſo gerade die unglücklich, ſo dicht an der Eingangsthür des Thurms, wenige Schritte von der Schildwacht belegene Thür war wirklich die, welche zu ihres Schwagers Zelle führte.

Wie werde ich das machen? ſprach ſie halblaut für ſich.

Sie ſcheinen in Verlegenheit zu ſein, ſagte er, theilen Sie mir mit, was Sie beſorgt macht, vielleicht kann ich Ihnen, wenn auch nicht mit der That, doch mit meinem Rathe helfen.

Ich kenne jetzt, antwortete ſie, nach Ihrer Beſchreibung die Zelle meines armen Schwagers. Sie befindet ſich faſt unmittelbar an der Thür, die in dieſen Thurm führt und an der Thür ſteht eine Schildwacht.

Steht die Schildwacht im Innern des Thurms?

Draußen, auf dem Hofe.

Haben Sie die Schlüssel zu der Zelle?

Zu seiner und zu der Ihrigen.

Auch zu den Thüren oder blos zu dieser Seitenöffnung?

Auch zu den Thüren.

Mir kommt ein Gedanke. Ich kann Ihnen vielleicht mit der That helfen, es fragt sich, ob Sie Muth haben.

Sie hatte schon längst ihre volle Geistesgegenwart und auch ihren vollen, fröhlichen Muth wiedererhalten. Sie sah ihn bei dieser Frage mit einem ihr eigenthümlichen kecken, Lächeln an.

Er verstand die Antwort, die darin lag.

Sie haben Recht, meine muthige Kleine, sagte er; ohne größeren Muth als den eines Kindes, ohne ungewöhnlichen Muth ständen Sie nicht hier. So hören Sie meine Vorschläge: Sie übergeben mir die Schlüssel zu demselben, Sie begeben sich auf den Hof vor diesem Thurme, in dem wir uns, wie Sie sagen, befinden, Sie beschäftigen durch irgend ein Mittel die Aufmerksamkeit der draußen stehenden Schildwacht. Ich schließe unterdeß die Zelle Vorhöffs auf; Sie kehren zu uns zurück. Ueberlegen Sie sich diesen Vorschlag.

Sie überlegte, sie überlegte schon bei jedem Worte, das er sprach, aber der Entschluß wollte ihrer Ue-

berzeugung nicht sofort folgen. Ihr Nachdenken zeigte ihr das Bild einer Gefahr nach der andren. Horberg, ihr Schwager, sie selbst, sie Alle waren den schlimmsten Folgen ausgesetzt, wenn der kühne Schritt, den sie thun sollte, entdeckt wurde. Und wie leicht, wie wahrscheinlich war die Entdeckung! Am meisten schreckte sie für den Fall der Entdeckung die Vorstellung ihrer tiefen, vernichtenden Beschämung zurück, gegenüber der Haushälterin und dem alten Unteroffizier, die sie mit vollem Vertrauen bei sich aufgenommen hatten. Allein konnte sie sich verhehlen, wie sehr sie dieses Vertrauen schon jetzt gemißbraucht hatte, konnte sie leugnen, daß sie gerade, um es zu mißbrauchen, sich in dasselbe hineingeschlichen hatte?

Anna Hammer war nicht zu vertheidigen; sie vertheidigte auch sich selbst nicht, sie berief sich nur, um die Stimme ihres Gewissens zum Schweigen zu bringen, auf das Elend ihres Schwagers, auf das Leiden ihrer Schwester. Aber der Zwiespalt in ihrem Innern ließ sich dadurch nicht ausgleichen. Das kindliche, das weibliche Herz haben für einen solchen Fall ein bereites Mittel. Durch einen Strom von Thränen verschaffte Anna's gedrücktes Herz sich Erleichterung.

Der Rittmeister von Horberg hatte in steigender Aufmerksamkeit kein Auge von ihr verwandt.

Trauen Sie mir nicht? fragte er mit Theilnahme.

Fürchten Sie einen Mißbrauch der augenblicklichen Freiheit, die Sie mir verſchaffen ſollen? Das Ehrenwort eines Freundes Vorhöffs mag Ihnen Bürge ſein, daß Sie nichts zu beſorgen haben.

Vorhin hatte er ihren Muth bezweifelt, jetzt ſetzte er Zweifel in ihr Vertrauen auf ſeine Ehre, auf das Letzte vielleicht, was neben der Freundſchaft zu ihrem Schwager ihm noch geblieben war von allem Lieben ſeines Lebens. Durfte ſie noch länger zögern? Raſch betäubte ſie die ſchwache Stimme des Gewiſſens, raſch war ihr Entſchluß gefaßt.

Ohne ein Wort zu ſagen, ſuchte ſie den ihr bekannten Schlüſſel zu der Thür des Gefängniſſes hervor. Raſch, wie der Entſchluß geweſen war, ſchloß ſie auf.

Begleiten Sie mich, ſagte ſie, mit dem vollen Muthe eines feſten Entſchluſſes, des ruhigen Vertrauens.

Er nahm ſchweigend ihre Hand, als er aus der Zelle heraustrat, zum erſten Male ſeit fünf Jahren.

Welche Gefühle mochten ihn beſtürmen, als er den engen Raum hinter ſich ſah, in dem er ſo viele Tage, ſo viele Nächte, ſo viele Stunden, gleich einem wilden Thiere in ſeinem Käfig, eingeſperrt geweſen war, preisgegeben allen den furchtbaren Gedanken, allen den verzehrenden Gefühlen, welche die Ohnmacht und die Hoffnungsloſigkeit in die Seele des

Menſchen hineinwerfen! Und doch, was hatte er denn jetzt gewonnen? War er befreiet? Es war ja nur ein Traum, der ihn von einer Gefängnißzelle in die andere führte, um ihn nach wenigen Minuten in jenen engen Raum, in die alte Ohnmacht, in die alte Hoffnungsloſigkeit zurückzuwerfen.

Er zitterte, er ſchwankte, er, der ſtarke, kräftige Mann, an der Hand des ſchwachen, aber feſt und ſicher neben ihm herſchreitenden Mädchens.

Sie führte ihn durch den dunklen Gang zu der Wendeltreppe, die an deſſen anderem Ende lag. Behutſam und leiſe ſtiegen ſie die Treppe hinunter. Sie erreichten den Fuß derſelben und ſtanden in dem ſchmalen Flur dicht an der Thür, die auf den Hof führte. Die Thür ſtand offen. Zum erſten Mal ſeit fünf Jahren ſchaute Horbergs Auge etwas Anderes als die Mauern ſeiner Zelle, als ein kleines Stückchen der Himmelsdecke. Aber es durfte nur eine Sekunde lang ſein denn, im nächſten Momente konnte die Schildwache vor oder in der offenen Thür ſtehen. Mit einem raſchen Satze war er hinter der Treppe in dem dunklen Flur. Anna Hammer händigte ihm die Schlüſſel ein und zeigte ihm mit der Hand die Thür, die aufzuſchließen war.

Dann ſprang ſie durch die Thür des Thurms auf den Hof.

Sie war hier wieder ganz das unbefangene, mit ihrer zierlichen, neckiſchen und falſchen Geſpielin zierlich, neckiſch und falſch ſpielende Mädchen. Sie warf die Katze von ihrem Arm und tummelte ſich mit ihr herum. Es hatte ihr ja in der Eile kein anderes Mittel, die Schildwache zu beſchäftigen, einfallen wollen. Sie ſprang bis dicht an den Soldaten, ſie hielt ihn auf in ſeinem Gange näher zu der Thür des Thurms hin, ſie jagte die Katze zwiſchen ſeine Beine, daß er beinahe geſtolpert wäre; er ſchien, wie der Löwe, kein Freund des Katzengeſchlechts zu ſein. Sie bat ihn um Verzeihung, laut lachend, um ihm ihre innere Angſt zu verbergen und zugleich den Laut, den ſie in demſelben Augenblicke aus dem Thurme her zu vernehmen glaubte. Sie fragte ihn, wie viel die Uhr ſei, und als er ihr Beſcheid gegeben, meinte ſie, daß ſie noch ferner Zeit habe zum Spielen und jagte die Katze in den Thurm zurück.

Sie trat in die geöffnete Zelle des Schwagers, vorſichtig die Thür hinter ſich anlehnend.

Die beiden Freunde lagen ſchon Einer in des Anderen Armen, mit Thränen in den Augen, mit Lächeln auf den Lippen. Worte hatten ſie noch nicht gewechſelt.

Anna! war das erſte Wort, das geſprochen

wurde. Der bleiche, verfallene Gefangene, in dem Anna Hammer mit einer Art von Entſetzen ihren Schwager Vorhöff erkannte, rief es überraſcht aus, als er des Mädchens anſichtig wurde. Er wand ſich aus den Armen des Freundes und ſtürzte in die des Mädchens.

Weinend ſchmiegte ſie ſich an ihn, aber unter dem Weinen, unter dem Schmerze, unter der Freude blieb ſie das ſorgſame und umſichtige, weibliche Weſen.

Leiſe, um Gotteswillen, ſprich leiſe, flüſterte ſie.

Anna, meine Anna, wie kommſt Du hierher? Was macht mein Weib? Was macht meine Johanna?

Sie ſchickt mich. O wäre ſie hier an meiner Stelle!

Was macht ſie? Sprich!

Sie iſt wohl jetzt, Freunde haben für ſie geſorgt, ſie lebt wie wir Alle nur in dem Gedanken an Dich. Auch Dein Sohn iſt wohl, er iſt ein prächtiger, munterer Knabe.

Ein Sohn! Mein Sohn! Sein Name?

Paul!

O, erzähle, erzähle von ihnen Allen.

Anna zog ihre Briefe hervor. Sie übergab ihrem Schwager die für ihn beſtimmten.

Hier, sagte sie, Johann und Schrader werden Dir Alles geschrieben haben.

Auch für Sie habe ich ein Schreiben, sagte sie zu dem Rittmeister Horberg. Halten Sie es meiner Verwirrung zu Gute, daß ich es bisher vergessen hatte.

Sie händigte auch ihm die für ihn bestimmten Briefe ein.

Rasch wurden die Papiere aufgerissen.

Vorhöffs Augen leuchteten vor Freude, als er den Brief der treuen Gattin las.

Des Rittmeisters Blick verdunkelte sich. Er hatte nur wenige Zeilen gelesen und faltete das Schreiben zusammen.

Mit einer eisigen Kälte sagte er zu Vorhöff: Laß mich Theil nehmen an Deiner Freude, nachher theile ich mit Dir.

Vorhöff sah ihn fragend an, er verstand ihn nicht. Auch das fahle Gesicht mit dem beinahe verlöschenden Auge konnte ihm, den nur sein augenblickliches Glück beschäftigte, kein näheres Verständniß geben. Anna Hammer verstand den Unglücklichen wol. Sie kannte nur zu gut seinen Schmerz und fühlte noch den Tritt, mit dem das Weib Horbergs ihn von sich gestoßen hatte.

Horberg wiederholte: Lies den Brief Deiner

Frau laut. Du wirſt es dürfen. Es wird mir wohl thun.

Auch mir wird es wohlthun, die Freude mit Dir zu theilen, erwiederte Vorhöff.

Er las:

„Mein innig geliebter Adolf! Seit manchem Jahr einer völligen, furchtbaren Ungewißheit kommt der erſte ſchwache Strahl der Hoffnung zu uns, daß Du noch lebſt und daß meine Gedanken, wenn auch nur durch dieſes Blatt Papier, mit den Deinigen wieder vereinigt werden können. Nachdem wir ſo lange nichts, gar nichts über Dein Schickſal vernommen hatten, nicht wußten, ob Du lebſt oder todt ſeiſt, bringt die, freilich unbeſtimmte und unverbürgte Nachricht zu uns, daß ſie Dich auf der Gränzfeſtung in verborgener, einſamer Gefangenſchaft halten. Anna, das muthige Mädchen, hat es übernommen, in der Feſtung einen Dienſt zu verſehen, der ihr die Gelegenheit verſchafft, etwas Gewiſſes über Dein Schickſal zu erfahren und vielleicht dieſe Zeilen an Dich gelangen zu laſſen, dieſe Zeilen Deiner geliebten, Deiner in den Tod Dich liebenden, in den Tod Dir getreuen Johanna, die allen Gram, alle Leiden, alles Elend vergeſſen wird, wenn ſie nur noch einmal das Glück haben ſollte, Dich, ihren einzig und ewig Geliebten wieder zu ſehen. — Der Herr hat

uns bald nach Deiner Trennung von mir einen Knaben geſchenkt. Unſer Paul, Dein Paul, iſt ein herziges, kräftiges Kind. Er wird das Ebenbild ſeines braven Vaters werden. Lebe wohl. Ich könnte Dir ja nur noch von meiner unendlichen Liebe zu Dir ſchreiben und die kennſt Du, von der biſt Du überzeugt. Alles Andere wird Dir Anna erzählen, ſo Gott will. O möge Er es gnädig führen, daß ſie und dieſe Zeilen zu Dir gelangen. Ewig, ewig Deine Johanna."

Er hatte den Brief nicht bis zum Ende leſen können. Zuerſt zitterte blos ſeine Stimme, dann ſein ganzer Körper, dann wurde das Gefühl der Freude und der Wehmuth, des Glückes und des Schmerzes ſo übermächtig in ihm, daß er, den Brief von ſich legend, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend und laut ſchluchzend auf ſein Lager ſich werfen mußte.

Anna ſtellte ſich vor ihn; ſie nahm ſeine Hände in die ihrigen und küßte die Thränen von ſeinen Augen.

Horberg nahm den Brief auf und las ihn laut zu Ende.

Vorhöffs Thränen floſſen ſtiller und ſtiller.

Der Schmerz in Horbergs Bruſt dagegen wurde heftiger, verzehrender. Jedes Wort der Liebe in dem

Briefe der treuen Gattin war ein Schnitt, ein Riß in sein schon längere Zeit von Mißtrauen und Verdacht zerwühltes Herz. Er legte den Brief bei Seite, als er ihn vorgelesen hatte und ging heftig in der engen Stube auf und ab.

Vorhöff nahm den Brief auf; er las ihn still für sich und drückte ihn an seine Lippen.

Die Gegenwart des Freundes fand sich wieder für ihn ein.

Verzeihe mir, mein Freund, sagte er, ich war so glücklich. Jetzt laß uns Deine Nachrichten theilen.

Der Rittmeister von Horberg maß mit größeren Schritten das schmale Stübchen. Er blieb stehen.

Es sei! sagte er.

Er zog den zerdrückten Brief hervor.

Anna, die den Inhalt kannte oder ahnte, stellte sich bebend vor das Fenster und sah hinauf in die Spanne Blau des Himmels, die das dunkle Glas mit spärlichem Mitleide dem Bewohner der Zelle nicht entzogen hatte.

Der Rittmeister las:

„Mein theurer und edler Freund! Ich schreibe mit einem sehr schweren Herzen an Dich. Wenn dieser Brief in Deine Hände gelangt, so wirst Du die betrübenden Ereignisse der Geschichte unseres Vaterlandes durch die treue Ueberbringerin erfahren.

Ich muß eine andere Seite Deines Herzens berühren, ich muß, die Pflicht des Freundes treibt mich, wie ſchmerzlich auch ihre Erfüllung iſt. Horberg, Freund! Reiße das Weib, dem Du Deine Liebe, Deinen Namen geſchenkt hatteſt, aus Deinem Herzen. Sie iſt Deiner nicht würdig, ſie iſt eine Metze, ſie iſt die Metze des Erbprinzen, vielleicht noch eines Anderen. Ich muß mir denken, daß Du abgeſchnitten biſt von der Welt, wie ſie von Dir. Ich kann es nicht ertragen, es zerreißt mir das Herz, daß ein hochherziger, edler Mann ferner an einem Weibe hängen ſoll, das ſeiner unwürdig iſt, das ihn verrathen hat. Fluche mir nicht, wenn ich Dir den vielleicht ſchönſten und vielleicht letzten Traum Deines Lebens zerſtöre. Noch einmal, ich mußte es, ich war es Dir, ich war es der Freundſchaft ſchuldig. Gott ſei mit Dir und ſtärke Dich. Dein Schrader.“

Der Rittmeiſter hatte mit einer feſten, aber völlig tonloſen Stimme geleſen. Er faltete ruhig den Brief zuſammen, als er geendet hatte, und ſteckte ihn wieder zu ſich.

Lebt wohl, ſagte er dann, ich muß allein ſein. Lebe auch Du wohl, freundlicher Engel mit der ſchrecklichen Botſchaft aus dem Leben.

Er reichte dem weinenden Mädchen die Hand.

Er reichte ſie Vorhöff und wollte ſich entfernen.

Er ſah ſich wieder nach Anna um, daß ſie ihn zurückführen ſolle in ſein einſames Gefängniß.

Vorhöff hielt ihn zurück. Nicht ſo! ſagte er. Scheide nicht in dieſer Minute, nicht in dieſer fürchterlichen Stimmung.

Anna nahm ſeine Hand und ſah ihn bittend an.

Nimm erſt das Leben und ſeine Botſchaft vollſtändiger in Dich auf, ſagte Vorhöff. Hier ſind noch mehrere Briefe; ſie ſind von Schrader. Laß uns ſie leſen.

Horberg blieb. Er ſetzte ſich ſchweigend neben den Freund auf das Strohlager.

Es waren noch zwei Briefe, die Anna ihrem Schwager übergeben hatte. Der Geigenfritz hatte ſie ihr nach und nach überbracht. Beide waren von Schrader und Vorhöff öffnete ſie, um ſie dem Alter des Datums nach laut vorzuleſen.

An ihre Lage, an eine Gefahr der Entdeckung dachten in dieſem Augenblicke alle Drei nicht. Sie waren nur mit ihrem Glücke, mit ihrem Unglücke beſchäftigt. Nur Anna warf manchmal plötzlich einen ängſtlichen Blick auf die angelehnte Thür oder horchte nach einem Laute von draußen.

Vorhöff las die Briefe vor.

Der erſte lautete: „Meine Freunde! Ich ſchreibe an Euch Alle. Ich weiß ja nicht, wen von Euch

dieſe Zeilen treffen werden. Mögen ſie an Euch Alle gelangen. Die Ueberbringerin dieſes Schreibens wird Euch, wenn Ihr ſie bisher nicht kanntet, die gegenwärtige, unglückliche Lage unſres Vaterlandes mitgetheilt haben. Sie wird Euch geſagt haben, wie alle Eure, wie alle unſre Beſtrebungen fruchtlos waren und fruchtlos geblieben ſind, wie der Abſolutismus der Fürſten ſich nur immer feſter und feſter geſetzt hat und mit ſeiner eiſernen Gewalt immer ſchwerer und ſchwerer auf unſer armes Volk drückt. Es iſt noch überall in Deutſchland ſo, wie es war, als man Euch in die Kerker ſchleppte. Doch nein. Eins iſt anders, beſſer und Eure und unſre Beſtrebungen ſind nicht ganz fruchtlos geweſen. Die Saat der Freiheit, einmal ausgeſäet, kann nicht ganz verderben, kann nicht ganz vertrocknen und verdorren in dem Boden, in den ſie einmal hineingeworfen iſt. Sie muß nothwendig Wurzel ſchlagen und ſich, wenn auch langſam und lange Zeit unter der Erde, ausbreiten und zuletzt empor wachſen an das Licht des Tages und Stämme und Blüthen und Früchte treiben. Wir haben ſie ausgeſäet, dieſe Saat; ſie hat Wurzel gefaßt im Volke; ſie wuchert fort, zur Zeit noch unter der Erde, aber nicht lange mehr kann es währen, ſo tritt ſie mächtig hervor an das Tageslicht, über-

all im deutſchen Volke, im deutſchen Lande. Die Ereigniſſe geſtalten und ordnen ſich. Schon in nächſter Zeit wird der Sturm die Wogen an die Stufen des Abſolutismus peitſchen, und jene Throne erſchüttern. Ob er ſie umſtürzen, jetzt ſchon umſtürzen wird? Ich für meine Perſon bezweifle es; viele unſrer Freunde hoffen es.

Jedenfalls kann alsdann vielleicht etwas für Euch, für Eure Befreiung geſchehen, nur vielleicht, nur ſehr entfernt vielleicht. Ich ſage es ohne Hoffnung, denn es iſt nichts hartherziger, als einem hoffnungslos Verhafteten eine vergebliche Hoffnung zu machen. Vielleicht ſchon in Monatsfriſt wird der Sturm auch durch Deutſchland wehen. Ueberlegt, ob etwas und was und wie zu Eurer Befreiung geſchehen kann. Beſprecht Euch mit der Ueberbringerin dieſes Briefes; ſie hat eben ſo viel Einſicht als Muth. Vor allen Dingen behaltet Ihr Euren Muth, denkt immer, daß nothwendig die Zeit kommen müſſe, wo das Vaterland Eurer bedarf. Euer Schrader."

Den zweiten Brief! ſagte Horberg. Er war kalt und ſtarr geblieben. Noch war in ſeinem Herzen kein andrer Raum, als für das Weh über die Untreue ſeines Weibes.

Vorhöff las den zweiten Brief:

„Die Ereigniſſe drängen ſich. In Frankreich fällt

der Schlag in den nächſten Tagen. Alles iſt vorbereitet. In Deutſchland werden Schläge folgen. Der Abſolutismus ſelbſt arbeitet darauf hin. Das fremde Beiſpiel wird ihn nicht einſichtiger, es wird ihn nur noch verblendeter machen. Ich zweifle noch immer, daß wir ſchon jetzt ſiegen werden, aber haltet Euch für alle Fälle bereit. Ueberlegt, ob Ihr nicht zu befreien ſeid.

Der alte Monarch in unſrem engern Vaterlande iſt geſtorben. Sein Enkel — der Erbprinz!! — hat die Regierung angetreten. Er arbeitet faſt wahnſinnig für unſre Zwecke. Lebt wohl. Euer Schrader."

Das Ende dieſes Schreibens gab dem Rittmeiſter von Horberg einige Bewegung zurück, aber bald verfiel er wieder in ſeine Apathie.

Vorhöff war unruhiger geworden. Befreiung! Wiederſehen! ſagte er. Aber wie wäre es möglich ohne Gewalt! ohne daß die Revolution ſiegt, vollſtändig ſiegt! Und daran zweifelt er ja. Er ſelbſt!

Er ſah auf das Mädchen. Anna, haſt Du nachgedacht über unſre Befreiung? Iſt ſie möglich? — Aber erzähle uns erſt, Du muthiges Mädchen, wie es Dir gelungen iſt, zu uns zu dringen, uns zu vereinigen.

Jetzt nicht, erwiederte die Kleine, die ihre volle Beſonnenheit wieder erlangt hatte. Ich werde Dich

hoffentlich öfter wiederſehen. Ich habe noch andere Pflichten. Welche Nachrichten haſt Du von dem Grafen Arnſtein? Auch zu ihm muß ich.

Arnſtein? Ich habe leider kein Wort über ihn erfahren. Auch Horberg weiß nichts von ihm.

Horberg beſtätigte dies durch ein ſtummes Nicken mit dem Kopfe.

Dennoch muß er hier ſein, verſicherte das Mädchen, wahrſcheinlich ſogar in dieſem nämlichen Thurme. — Weißt Du auch nichts von einer Dame, die vor einiger Zeit hier eingebracht iſt?

Keine Sylbe. Wer ſollte ſie ſein?

Die Prinzeſſin Amalie, die Schwiegertochter des alten Grafen Arnſtein.

Selbſt Horberg wurde aufmerkſam. Vorhöffs Neugierde drängte augenblicklich das Intereſſe für die eignen Angelegenheiten zurück.

Die Prinzeſſin? rief er aus, die Schwiegertochter Arnſteins? Erzähle.

Das Mädchen horchte.

Jetzt nicht, ſagte ſie auf einmal raſch. Die Glocke auf dem Feſtungsthurme ſchlägt eilf. In dem Moment wird die neue Wache aufziehen. Während des Trommelns kann ich ungehört die Thüre verſchließen. Wir müſſen ſcheiden.

In Horbergs Augen leuchtete etwas wie von

ihrem alten Glanze. Herrliches Mädchen, ſagte er, Muth und Einſicht! Laß uns gehen.

Die Trommeln wirbelten draußen. Die Freunde nahmen Abſchied.

Horberg war wieder ganz Mann geworden. Die Botſchaft aus dem Leben, ſagte er, iſt ſchon zu uns gekommen; das Leben ſelbſt wird auch wieder zu uns kommen.

Der Rittmeiſter von Horberg und Anna Hammer entfernten ſich.

Unter dem Geräuſche der auf dem leeren Hofe doppelt ſtark wiederhallenden Trommeln verſchloß Anna ohne Gefahr die Zelle ihres Schwagers. Sie führte ihren Begleiter die Treppe hinauf in die ſeinige. Er küßte das Mädchen, als er von ihr ſchied.

Du haſt mir die ſchwerſte Nachricht meines Lebens gebracht, Du bringſt mich zurück in meinen Kerker, Du biſt dennoch mein Engel.

Sie verſchloß ſeinen Kerker. —

Ihre Lippen brannten von dem Kuſſe. Ihr Herz träumte von dem bleichen, unglücklichen Manne, aber ihre Beſonnenheit blieb ihr immer.

Sie hatte noch zwei Aufgaben zu löſen, Aufgaben, die ihr um ſo heiliger waren, da ſie ſo nahe ihren Wohlthäter, den Grafen Eduard Arnſtein angingen. Sie ſollte ihm den Vater, die Gattin er-

mitteln. Beiden Aufgaben mußte ſie ſich heute widmen. Der bisherige Erfolg hatte ihren Muth kühner gemacht. Noch hatte ſie eine volle Stunde frei. Sie überdachte alles mit Ruhe. Zuerſt trug ſie die Schlüſſel zu dem Unteroffizier Lewald. Sie konnten ihr nicht mehr nützen; ſie hatten ihrem Zwecke gedient. Ein längrer Beſitz derſelben konnte ſie nur verrathen. Dann kehrte ſie in den Thurm zurück. Sie ging jetzt ſchon grades Weges hinein. Hatte vorhin ihr längres Verweilen in dem Thurme den Argwohn der Schildwachen nicht erregt, ſo durfte ſie auch jetzt keinen Verdacht gegen ſich befürchten. Hielt man ſie aber auch an und befragte man ſie, ſo war ein unſchuldiger Vorwand leicht gefunden und Schlüſſel oder ſonſt etwas Verdächtiges fand man ja nicht bei ihr.

In der That ließ der Poſten an dem Thurme ſie ungehindert vorbei. Daß in demjenigen Theile des Thurms, in welchem die Gefängniſſe ihres Schwagers und Horbergs lagen, Niemand weiter gefangen ſaß, wußte ſie. Sie begab ſich daher ſofort in den andren Theil durch die in denſelben führende Thür. Die innere Einrichtung in dieſem war ganz wie in jenem. Er beſtand gleichfalls aus drei Stockwerken. In jeder Etage lagen die Zellen an einem dunklen Gange. Eine Wendeltreppe führte in die obern Gänge.

Anna Hammer begann ihre Nachforſchungen in dem unterſten Gange. Zunächſt dachte ſie allerdings nur an die Auffindung des alten Grafen Arnſtein, ſie war aber auch auf ein Wiederfinden der Prinzeſſin gefaßt. Sie horchte an jeder einzelnen Thür, klopfte dann leiſe an, horchte wieder, klopfte wieder lauter, rief leiſer und lauter den Namen Arnſtein. Sie bekam keine Antwort, ſie konnte keinen Laut, keine Bewegung im Innern derſelben wahrnehmen.

Sie ging in die zweite Etage. Ihr Bemühen war daſſelbe, aber eben ſo erfolglos.

Sie begab ſich in den dritten Stock. An den zwei erſten Thüren horchte, klopfte und rief ſie vergeblich.

Sie horchte an der dritten Thür, ſie hörte nichts. Sie klopfte leiſe an. Es war, als wenn ſich inwendig etwas rege. Ihr Herz pochte wieder. Sie horchte, ſie glaubte eine Bewegung im Innern des Gefängniſſes deutlicher zu vernehmen. Sie klopfte noch einmal lauter. Sie unterſchied mit Beſtimmtheit, daß Jemand im Innern war. Es war, als erhöbe er ſich. Gleich darauf war Alles wieder ſtill, wahrſcheinlich horchte auch der Gefangene im Innern.

Anna nahm ihren Muth zuſammen. Sie rief leiſe den Namen Arnſtein! Sie legte ihre Lippen dicht an die Thür.

Sie rief noch einmal: Arnſtein!

Wer ruft mich? fragte eine Stimme von Innen, eine tiefe, männliche Stimme.

Schwere Schritte kamen die Wendeltreppe herauf. Anna flog zurück von der Thür. Eine namenloſe Angſt faßte ſie. Wer anders konnte der Heraufſteigende ſein als der Unteroffizier Lewald? Es war bald Mittag. Sicher wollte der Soldat zuerſt ſeinen Gefangenen verſorgen, um dann zur rechten Zeit zu den Gefangenen ſeines Cameraden Lange ſich zu begeben.

Was ſollte ſie beginnen? Wie ſollte ſie ſich benehmen? Sollte ſie ſich verſtecken? Es ging zur Noth an hinter der Wendeltreppe, allein ſie war verloren, wenn ſie entdeckt wurde, und wie leicht konnte ſie entdeckt werden! Wenn der Soldat ſie aber auch nicht ſogleich fand, in welcher Gefahr ſchwebte ſie, wenn der Gefangene vielleicht arglos dem Soldaten mittheilte, daß Jemand an ſeiner Thür geweſen ſei! Sie ſah ein, daß ſie dem Unteroffizier offen entgegentreten mußte. Sie mußte es wagen, ſie mußte ſich wieder auf ihr gutes Glück verlaſſen.

Sie hatte richtig geahnt. Der Unteroffizier Lewald trat in den Gang, in der einen Hand den

Schlüſſelbund, in der anderen den blechernen Napf mit der dürftigen Gefangnenkoſt.

Sie ging ihm mit möglicher Unbefangenheit entgegen.

Er erſchrack beinahe, als er ſie ſah.

Hoho, kleiner Naſeweis, was machſt Du hier? fragte er mehr befremdet als entrüſtet. Jedermann hatte das freundliche Mädchen lieb.

Ich hatte Langeweile, Herr Lewald, da habe ich mir die Gelegenheit in der Feſtung heute angeſehen. Ich wollte ſehen, ob man von dieſem Thurme aus eine hübſche Ausſicht habe.

Sie ſprach abſichtlich ſehr laut, damit der Gefangene ihre Worte hören ſolle.

Hoho, kleine Neugierde, rief der Unteroffizier, hübſche Anſichten muß man draußen ſuchen. In dieſen Gang darf Niemand hinein, als wenn es der Herr Commandant befiehlt. Marſch hinaus und daß ich Dich nicht wieder hier treffe, wenn wir Freunde bleiben ſollen.

Sie ging. Für heute war es mit ihren Nachforſchungen vorbei.

X.

Der Amtsdroſt.

An der Chauſſee, die zur Reſidenz führte, von dieſer drei Meilen entfernt, lag ein großes, weitläufiges Gebäude. Der Bauart nach ſtammte es aus der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Es war noch wohlerhalten. Nur ſchienen ſeine gegenwärtigen Eigenthümer nicht allen ſeinen Theilen eine gleiche Aufmerkſamkeit und Sorgfalt geſchenkt zu haben. Es beſtand aus einem großen Mittelgebäude und zwei, beinahe nicht minder großen Seitenflügeln. Zu jedem dieſer drei Theile führte eine hohe Freitreppe. Der Erhaltung des rechten Flügels war unverkennbar die meiſte Sorgfalt in der Erhaltung gewidmet. Der äußere Abputz war friſch, hell und ſauber; in den hohen und breiten Fenſtern glänzten große Spiegelſcheiben. Die Stufen der Treppe wurden durch

regelmäßig gelegte und genau gefugte, scharfkantige, Sandsteine gebildet. Das Geländer der Treppe bestand aus künstlich und zierlich geformtem, glänzend schwarzen Gußeisen. Eine breite Thür, fast kunstreich aus hellbraunem Holze gearbeitet, führte in das Innere. Die entsprechende Eleganz des Innern dieses Flügels wurde angedeutet durch die geschmackvoll geordneten Gardinen von den schwersten Seidenstoffen hinter den Spiegelscheiben der Fenster, so wie durch seltene, auserlesene Blumen und Gewächse, die das Gesimse der Fenster zierten. Weniger Frische und Eleganz zeigte die Fronte des Mittelgebäudes. Etwas nackt und kahl nahm sich der linke Seitenflügel aus.

In dem rechten Flügel schien die Herrschaft zu wohnen. Das Mittelgebäude schien für die Beamten der Herrschaft, oder wenn die Herrschaft selbst dem Beamtenstande angehörte, für die Unterbeamten zur Wohnung und für die Büreaus bestimmt zu sein. In dem linken Flügel waren entweder die Wohnungen des Gesindes oder er war vielleicht ganz unbewohnt und diente etwa zur Aufbewahrung von Vorräthen oder zu ähnlichen Zwecken.
So das äußere Ansehen des großen und weitläufigen Gebäudes.

Von der Chaussee führte zu demselben eine breite

Allee von Pappeln. Diese endigte an dem weiten Hofthor, gerade gegenüber der Freitreppe, vor dem Mittelgebäude. Der Hof war geräumig; er bildete ein längliches Viereck, an dessen beiden längeren Seiten in langen Reihen die Wirthschaftsgebäude und Stallungen lagen.

Hinter dem Gebäude lag ein weit ausgebreiteter, parkähnlicher Garten, der aber nur in seinen Partien in der Nähe des Hauses cultivirt war. In der weiter zurückliegenden Waldpartie, so wie in den Theilen, die sich hinter dem Walde weiter hinzogen, sah es wüst aus; die ordnende, reinigende und ausscheidende und ausschneidende Hand eines Gärtners hatte hier lange nicht gewaltet. Vielleicht waren diese Theile des Gartens seit Jahren von einem menschlichen Fuße kaum betreten worden. Das wildverwachsene Gestrüpp in dem Buschwerk, das hohe Gras in den Wegen und Fußsteigen, das theilweise abgebrochene Geländer an den Brücken über Gräben und Bächen, die fast völlig zugewachsenen Eingänge der Lauben, die verfallenen Pavillons und mancherlei ähnliche Umstände berechtigten wenigstens, auf einen solchen Mangel an Besuch zu schließen.

Gebäude und Park und die weit umher liegenden Felder, Aecker, Wiesen, Weiden und Waldungen, mit dem dazwischen liegenden großen und rei-

chen Dorfe, waren früher Eigenthum des Grafen von Arnſtein geweſen. Es war hier der Stammſitz des gräflichen Geſchlechts. Die Beſitzung war ein Familienfideicommiß. Dieſe Eigenſchaft bereitete ihr ein eigenthümliches Schickſal. Der alte Graf Arnſtein hatte nämlich ſchon längere Zeit vor dem gegen ihn eingeleiteten Hochverrathsprozeſſe ſeine ſämmtlichen Güter theils ſeiner Gattin verkauft, theils auf ſeinen Sohn übertragen. Er war hierzu durch eine Vorſicht geleitet worden, die zu allen Zeiten von Männern, die in der Bewegung ihrer Zeit ſtanden, dem Abſolutismus gegenüber nicht zurückgewieſen werden durfte. In Betreff der eben bezeichneten Beſitzung — Roſenſtein war ihr Name — hatte er eine gleiche Vorſicht nicht für nöthig erachtet. Als Familienfideicommiß fiel ſie ohnehin jedenfalls ſeinem Sohne zu, dem ſie nach den Geſetzen unter keinen Umſtänden und unter keinem Vorwande entzogen werden konnte. Er hatte hierbei freilich auf die Integrität der Gerichte gerechnet. Dabei hatte er ſich verrechnet. Nachdem er als Hochverräther verurtheilt worden und in Folge deſſen die Confiscation ſeines geſammten Vermögens ausgeſprochen war, wurde das Gut Roſenſtein ohne Weiteres von dem Fiscus in Beſitz genommen. Zwar proteſtirte hiergegen die unglückliche Gattin des Ver-

urtheilten, Namens ihres abwesenden Sohnes, aufgefordert von ihrem Rechtsanwalte, allein der Protest wurde einfach nicht beachtet. Das Gut wurde für eine fürstliche Domaine erklärt, wurde der in der Nähe gelegenen fürstlichen Domaine einverleibt und es wurde, weil es dazu manche Vortheile darbot, der Sitz der fürstlichen Amtsdrostei-Verwaltung dahin verlegt.

Die Regierung zeigte sich dabei in ihrer Art sehr gnädig und mild. Sie entschädigte die Dienstleute des Grafen, die von ihr bei der Besitznahme auf dem Gute vorgefunden wurden. Dem alten Schloßkastellan räumte sie sogar eine Wohnung im Schlosse ein. Er bekam diese in dem linken Seitenflügel des Schlosses. Sie war sehr geräumig, denn in dem vernachlässigten und beinahe verrufenen Theile des Schlosses mochte außer ihm Niemand wohnen.

In dem Mittelgebäude waren die Bureaus und die Wohnungen für die Unterbeamten der Amtsdrostei.

In dem rechten Flügel wohnte der Amtsdrost mit seiner Familie.

Der Amtsdrost Freiherr von Lilienthal lag im Fenster seiner Wohnstube, in dem hohen Erdgeschoß seiner eleganten und geräumigen Dienstwohnung. Er war ein großer, hagerer Mann mit finsterem

Geſichte, ſchwarzen Augen und ſchwarzen Haaren. Die Bauern ſagten von ihm, ſo ſchwarz ſeine Haare und ſeine Augen ſeien und der ſchwarze Frack, den er in der Regel trug, ſo ſchwarz ſei auch ſein Herz. Er rauchte ſeine Morgenpfeife und indem er das feine Aroma des edlen, türkiſchen Kanaſters wohlgefällig einſog, hafteten die Augen bald auf der Farbenpracht der Blumen, die auf der Fenſterbank vor ihm ſtanden, bald auf dem Treiben und Verkehr des vor ihm ausgebreiteten Schloßhofes, bald auch darüber hinaus, in der Allee, die zu der Chauſſee führte, auf der Chauſſee ſelbſt und weiter hinaus in der blauen Ferne. Die Gedanken, die, vielleicht ſeinen Blick leitend oder von ihm geleitet, durch den ſtets beſchäftigten, ſtets berechnenden und ſtets Pläne machenden Kopf zogen, wer möchte ſie bezeichnen oder auch nur ahnen wollen? Beruhigender oder befriedigender Art mochten ſie nicht ſein, denn der Blick des Mannes war finſter und zeigte nicht die innere Ruhe eines Menſchen, der mit Befriedigung auf ſich und auf ſein vergangenes Leben zurück- und in die Zukunft hineinblicken kann.

An der Thür des Zimmers wurde leiſe geklopft. Der Amtsdroſt hörte es wol, aber er achtete nicht darauf, oder vielmehr, er achtete wol darauf, ſeine Mienen zeigten dies deutlich, und ſie zeigten auch,

daß er wol wiſſe, wer da klopfe, daß aber ſein Verhältniß zu dem Klopfer nicht einen ſofortigen Einlaß geſtatte, ſondern eine Wiederholung des demüthigen Anſuchens darum verlange. Es wurde wirklich nach einer Weile zum zweiten Male geklopft, aber nicht dringender, nicht lauter.

Herein! rief der Amtsrath barſch.

Ein kleines, dürres Männchen öffnete die Thür ſehr leiſe und nur eben ſo weit, um den nöthigen Raum zum Durchſchlüpfen zu gewinnen. Das Männchen mit ſeinem langgezognen, blaſſen Geſichte, ſeiner kurzen, dicken Naſe, ſeinen grauen Augen, ſeinem glattgekämmten, grauen Haar, ſeinen magren Beinchen, ſeinen langen Fingern und ſeinem etwas altmodiſchen, ſchwarzen Frack, hatte durch und durch das Ausſehen jener Subalternbeamten, deren Kriecherei gegen den Vorgeſetzten ganz auf derſelben Stufe ſteht mit ihrer Grobheit und Anmaßung gegen die Untergebnen.

Unterthänigen, guten Morgen, Herr Amtsdroſt!

Der Amtsdroſt nickte vornehm herablaſſend mit dem Kopfe. Er hatte ſich langſam nach dem Eingetretnen umgedreht.

Das Männchen ſtand mit vorgebeugtem Körper und zu dem Amtsdroſt aufgerichtetem Kopfe, ſchweigend, als wenn er Erlaubniß oder Befehl zum Reden erwarte.

Die Tagesordnung für heute? fragte der Amtsdroſt.

Wie der Mann des Abſolutismus zu dieſem Ausdrucke des conſtitutionellen, parlamentariſchen Lebens kam, unter dem er die Geſchäftsordnung des Tages verſtand, wer mag es wiſſen? Das heuchleriſche Spiel mit conſtitutionellen Formen und Ausdrücken wurde damals in Deutſchland noch nicht geſpielt.

In der Frage des Amtsdroſten lag der Befehl für den kleinen, dürren Mann zum Reden.

Das Journal, antwortete er, weiſt nur Eine Sache für heute nach. Sie wird uns aber wol den ganzen Tag beſchäftigen. Es iſt die Beitreibung der rückſtändigen Grundſteuern von den widerſpenſtigen Bauern.

Iſt das Unterſtützungs-Commando ſchon eingetroffen?

Bereits geſtern Abend. Zwanzig Mann Dragoner, auserleſene Leute, die den gehörigen Reſpekt vor dem Geſetze ſchon einflößen werden. Der Wachtmeiſter, der ſich geſtern ſpät noch bei mir meldete, ſcheint ein ſehr entſchloſſner Mann zu ſein.

Gut. Im Grunde verdrießt mich dieſe militairiſche Hülfe. Die Kammer hätte ſie uns nicht ſchiken ſollen. Sie verdirbt den Geiſt für die Zukunft. Unſer Anſehen allein, unſre moraliſche Macht über

das Volk reicht nun nicht mehr aus; wir werden immer oder doch öfters ſolche Executions-Truppen müſſen kommen laſſen.

Halten zu Gnaden, Herr Amtsdroſt, wenn ich mich erdreiſte, hierin andrer Meinung zu ſein.

Nun, laſſen Sie hören.

Der Bauer, gnädiger Herr, hat nur dann und nur darum Reſpekt vor der moraliſchen Kraft, wenn und weil er weiß, daß die phyſiſche dahinter ſteht und da iſt es denn recht gut, wenn dieſe manchmal gezeigt wird. Das hebt jene.

Das ſind Ihre Anſichten! ſagte etwas wegwerfend der Amtsdroſt.

Der ſubalterne Mann ſchien in ein Thema gerathen zu ſein, das er trotz aller Unterthänigkeit nicht ſofort aufgeben konnte.

Der Bauer, bemerkte er weiter, iſt überhaupt ein rohes, materielles Weſen, das nur darum Achtung vor dem Geſetze hat, weil Büttel und Executoren in der Welt ſind. —

Das ganze Volk iſt ſo! unterbrach ihn der Amtsdroſt. Indeß, wozu hierüber ſtreiten! Haben Sie Ihrerſeits alles beſorgt, Herr Actuarius?

Zu Befehl.

Gut, Sie können gehen.

Der Bediente des Amtsdroſten trat herein und überreichte ein Schreiben.

Bleiben Sie; es iſt etwas Dienſtliches! ſagte der Amtsdroſt zu dem Actuarius, indem er das Schreiben eröffnete.

Seine Stirn verfinſterte ſich, während er es las.

Dieſe Prieſter ſind ſehr anmaßend, ſagte er aufgebracht, nachdem er geleſen hatte.

Der Actuarius verbeugte ſich zum Zeichen der Beiſtimmung.

Wir bekommen noch mehr Arbeit heute. Der neue Prediger ſoll eingeſetzt werden.

Heute! Das dürfte unmaßgeblich kaum angehen. Wollten der gnädige Herr das Anmuthen der Geiſtlichkeit nicht zurückweiſen?

Es iſt kein Anmuthen mehr, es iſt der Befehl des Miniſteriums. Da die Executionstruppen einmal hier ſein, ſo ſoll, auf den Antrag des Superintendenten, dieſe Gelegenheit zur Einſetzung der Pfarrers wahrgenommen werden.

Der geiſtliche Herr ſcheint nicht ſchnell genug in den Beſitz der fetten Pfründe kommen zu können, bemerkte etwas mißgünſtig der Actuarius. Mit einem vergnügten Lächeln ſetzte er hinzu: Nun, das wird heute ein ſchönes Stückchen Arbeit und Aufregung unter dem Volke geben. Zuerſt die Execution wegen

der Steuern, um die ſie Jahre lang die koſtſpieligen Prozeſſe geführt haben und nun gar die Einführung des Geiſtlichen, den die ganze Gemeinde nicht will, gegen den ſie ſeit Jahren proteſtirt haben. Das wird etwas zu thun geben.

Bereiten Sie alles vor in der Kirche und im Pfarrhauſe. Geben Sie auch den Kirchenälteſten Nachricht, dem Schullehrer, dem Küſter und wer noch ſonſt zur Kirche gehört.

Und der Gemeinde?

Die Kirchenälteſten repräſentiren die Gemeinde.

Dürfte man nicht noch einige andere Mitglieder der Gemeinde in Kenntniß ſetzen mögen? Es muß doch ſo eine Art Gottesdienſt gehalten werden.

Man muß dem Volke nie zu viel Rechte einräumen. Wer der Feier beiwohnen will, mag von ſelbſt kommen.

Haben der Herr Amtsdroſt ſonſt noch etwas zu befehlen?

Eine Bewegung mit der Hand entließ den Actuarius.

Durch eine Seitenthür trat die Gemahlin des Amtsdroſten ein, eine große, ſtolze Dame, im prunkenden, ſeidnen Morgengewande. Die ganze Figur machte Anſprüche, auch noch auf Schönheit.

Die Züge des finſtern Mannes erheiterten ſich bei dem Anblicke der Dame nicht.

Ihr ſeid geſtern ſpät aus der Reſidenz zurückgekehrt! ſagte er zu der Dame, halb im Tone der Frage, halb in dem des Vorwurfs.

Es war Militairconcert im Hofgarten und viel Adel da, war die Antwort.

Er ſpazierte in der Stube auf und ab; ſie trat ans Fenſter und ordnete die Blumen. Es war, als wenn Jeder gegen den Andren etwas auf dem Herzen habe und nicht damit herauszukommen wage.

Wir werden heute Abend Beſuch aus der Reſidenz bekommen, ſagte die Dame nach einer Weile.

Schon wieder?

Seit wann: haſſeſt Du die Geſellſchaft?

Der Amtsdroſt ſchwieg einen Augenblick, mit größern Schritten die Stube meſſend. Dann trat er auf einmal vor ſeine Frau hin und ſagte mit Nachdruck: Seit ſie mich mehr koſtet, als ich beſtreiten kann!

Ei ſieh, erwiederte nicht ohne Hohn die Frau, und ſeit wann koſtet denn die Geſellſchaft für Deine Frau und Töchter mehr als für Dich?

Seit wann? Du haſt Recht, der Anfang möchte ſich ſchwer beſtimmen laſſen. Sie hat immer mehr gekoſtet.

Deine Spiel- und Jagdgeſellſchaften, Eure Gelage, offene und geheime, waren wol minder koſtbar?

Ich habe nie verſchwendet, ich habe ſtets —

Die Frau lachte.

Nie! wiederholte er. Ich habe ſtets einfach gelebt und nur den Anſtand beobachtet, den mein Rang, meine Stellung in der Geſellſchaft von mir forderte, aber Eure Verſchwendung, Deine und der Mädchen, überſteigt alle Gränzen. Dieſer Luxus in Kleidern, in Equipagen, in Bedienung, dieſes ewige Fahren zur Reſidenz, dieſes Beſuchen von Concerten, Bällen, Hoffeſten —

Habe ich mich vielleicht darum mit Dir verbunden, habe ich darum allen Anſprüchen und Ausſichten auf eine Stellung in der höchſten Geſellſchaft entſagt, um mich mit Dir in der Langeweile eines öden Waldſchloſſes zu vergraben, um auf Alles zu verzichten? Und willſt Du vielleicht Deine Töchter zu einem ſolchen Schickſale verdammen?

Wer ſpricht davon? Gibt es etwa keinen Unterſchied zwiſchen völliger Zurückgezogenheit und großartigſter Verſchwendung? Aber laß uns ohne Vorwürfe, ohne Leidenſchaft ſprechen. Ich habe mir ſchon lange vorgenommen, Dir offen unſre Lage auseinanderzuſetzen. Es iſt meine Pflicht. Frau, wir ſtecken tief in Schulden!

Er ſah ſie mit ſeinem finſtern Auge an, als wenn er nichts von dem Eindrucke verlieren wolle,

den nach ſeiner Meinung die Worte auf ſie machen müßten.

Ihr Auge begegnete kalt dem ſeinigen.

Meine Schuld iſt es nicht, ſagte ſie, die Achſeln zuckend.

Meine Schuld vielleicht? fragte er heftig.

Ich denke!

Du denkſt? In der That? Das wäre der Lohn meiner fünf und zwanzig jährigen —?

Lieber Mann, Friedrich der Große ſagte zu einem Feldwebel, der ſich über ſeine Armuth beklagte: Warum habe ich Ihn Eſel an die Krippe gebunden? Du haſt ſeit beinahe zwanzig Jahren die Amtsdroſtei, die reichſte im Lande. Warum benutzeſt Du ſie nur ſo, daß wir Schulden haben?

Der Vorwurf iſt bitter, ſehr bitter, wenn ich erwäge, was alles ich um Deinetwillen gethan habe. Frau, glaubſt Du denn, daß ich des Abends noch mit Ruhe mein Haupt niederlegen kann, daß ich nicht Tag und Nacht voll Sorge ſein muß, es könnten Denunciationen und Viſitationen kommen, die mich, — laß mich das Wort ausſprechen, die mich an den Pranger bringen müßten?

Wer will die Canaille fürchten? ſpottete ſie. Habe Du nur Muth, ſo fürchtet ſie Dich.

In dieſer Zeit der Bewegung? In Paris iſt

die Revolution ſchon ausgebrochen; das überall, rings um uns her erwachende Volksbewußtſein, wird ſehr zu fürchten ſein.

Auch Du glaubſt an ſolche Träumereien, Hirngeſpinnſte?

Wo das Bewußtſein des Volkes erwacht iſt, da iſt es wahrlich beim Träumen nicht geblieben!

Bei uns wird es beim Träumen bleiben, darauf verlaſſe Du Dich. — Aber laß uns dieſes Geſpräch abbrechen und mich auf meine Bitte zurückkommen. Der Rittmeiſter von Keſſel wird uns heute beſuchen. Ich theile Dir das mit, um meine Bitte an dieſe Nachricht zu knüpfen.

Er ſeufzte: Schon wieder eine Bitte!

Der Rittmeiſter macht unſerer Albertine den Hof. Die Partie iſt freilich nicht brillant, denn er iſt nicht mehr jung, er kann es höchſtens noch einmal bis zum Obriſtlieutenant ohne Regiment bringen und ſein Vermögen iſt unbedeutend. Albertine kann vermöge ihrer Figur und Bildung ganz andere Anſprüche machen. Ich begünſtige dennoch die Verbindung und zwar aus folgendem Grunde. Der ſehr, der immensreiche Baron von Wittlich iſt ſeit einiger Zeit auf unſere Ottilie aufmerkſam geworden. Ottilie iſt nicht ſchön, ſie zählt ſchon vier und zwanzig Jahre. Der alte, etwas einfältige Baron Wittlich

iſt faſt blind abhängig von dem Willen ſeines Freundes und Landsmanns Keſſel. Heirathet Keſſel unſere Albertine, ſo iſt die Verbindung zwiſchen Wittlich und Ottilie ſo gut wie geſchloſſen. Die Vortheile dieſer Verbindung werden Dir einleuchten.

Nun?

Nun? Die Folge iſt ſehr einfach. Keſſel, einen älteren Bekannten, konnte ich auch heute zu uns einladen. Eine Einladung Wittlichs, ohne daß wir eine größere Geſellſchaft bei uns ſehen, würde zu ſehr die Abſicht verrathen haben und Du weißt, man merkt die Abſicht und man iſt verſtimmt. Wir müſſen wol nothwendig in nächſter Zeit größere Geſellſchaft hier bei uns ſehen. Dazu aber ſind wieder mehrere Einrichtungen, Reparaturen und dergleichen nothwendig. Beſonders wünſchte ich eine durchgängige Inſtandſetzung des ſehr verwilderten Parks. Der Baron Wittlich iſt in England geweſen und bildet ſich ein, in Parkangelegenheiten Geſchmack zu beſitzen. Iſt unſer Park reſtaurirt, ſo kann Ottilie mit ihm darin herumſchwärmen. Er hat intereſſante, geheimnißvolle Partien; die Sommerabende ſind ſchön; Ottilie iſt klug und er einfältig; Du wirſt einſehen —

Daß mich das Alles wieder ſchweres, ſchweres Geld koſten wird. Geſellſchaften, — bei Einer wird

es nicht bewenden, Du ſcheinſt auf eine ganze Reihe zu rechnen — Reparaturen des Hauſes, wahrſcheinlich auch neue Möbel für die innere Einrichtung, zuletzt gar vollſtändige Inſtandſetzung des ſeit Jahren wüſt liegenden, weiten Parks! — Haſt Du wol berechnet, was das Alles koſten wird?

Was den Park anbetrifft, ſo machſt Du Dir wol vergebliche Sorge. Du haſt ja Bauern genug in Deinem Amtsbezirk; laß ſie frohnden. Die Koſten würden blos auf einen, aus der Reſidenz zu verſchreibenden Gärtner ſich beziehen.

Zugegeben. Die Summe bleibt ohnehin groß, die Du von mir forderſt; ſie iſt für die erſte Zeit geradezu unerſchwinglich. Ich müßte borgen. Und, die Wahrheit zu ſagen, ich fürchte nach mancherlei Symptomen, daß auch mein Credit hin iſt.

Schwachkopf, wenn Du das befürchteſt, ſo iſt er allerdings verloren. Mit dem Credite iſt es, wie mit dem Muthe. Er weicht nur vor der Furcht.

Unter tauſend Thalern —

Du wirſt ſie anzuſchaffen wiſſen!

Unmöglich!

Schäme Dich, das Wort auszuſprechen, wo es ein geringes Opfer für das Wohl Deines Kindes, Deiner beiden Kinder gilt. Was ſoll aus Deinen unverſorgten Töchtern werden, zumal wenn unſere

Verhältniſſe wirklich ſo verzweifelt ſind, wie Du ſie ſchilderſt?

Sie ſind ſo!

Nun gut, dann fordert Deine Vaterpflicht doppelt von Dir, daß Du die Gelegenheit ergreifſt, das Glück Deiner Töchter zu begründen und dadurch zugleich — überſieh das nicht, unſere Exiſtenz zu ſichern.

Er antwortete nicht, er ſchien keinen Einwand mehr zu haben.

Es bleibt alſo bei der Abſprache! ſagte ſie in befehlendem Tone.

Sie ging.

Abſprache? ſagte er verwundert zu ſich ſelbſt. Was hätte ich denn mit ihr abgeſprochen? — Aber es wird wol nichts weiter übrig bleiben! —

Der Bediente meldete einen Fremden, der den Herrn Amtsdroſten zu ſprechen wünſche.

Sein Name?

Er wollte ihn nicht abgeben. Er würde ſich Euer Gnaden nennen.

Könne ohne vorherige Nennung ſeines Namens nicht angenommen werden.

Der Bediente entfernte ſich, kehrte aber nach kaum einer Minute zurück.

Der Fremde will ſich nicht abweiſen laſſen; er

behauptet, aus der Reſidenz und im unmittelbaren höhern Auftrage zu kommen.

Laß ihn herein! ſagte der Amtsdroſt nach einigem unruhigen Zögern.

Der Fremde trat ein. Eine lange Naſe und ein paar ſcharfe, ſtechende Augen, ein leiſer Gang gaben ihm etwas Auffallendes.

Er verbeugte ſich ſchweigend gegen den Amtsdroſten und blieb ruhig ſtehen, bis der Bediente das Zimmer verlaſſen und die Thür hinter ſich zugemacht hatte. Dann trat er vor.

Herr Amtsdroſt, ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzuſtellen. Ich bin der Polizei-Commiſſarius Adler aus der Reſidenz.

Ihr Begehr?

Die Polizei verfolgt einen ſehr gefährlichen Verbrecher. Dieſer Verbrecher hält ſich in Ihrem Hauſe auf.

Mein Herr, in meinem Hauſe?

In dieſem Gebäude wenigſtens.

Ich bitte, ihre Ausdrücke präciſer zu wählen. In dieſem Gebäude habe ich meine Dienſtwohnung. In meiner Dienſtwohnung wird, kann der Verfolgte nicht ſein; dafür ſtehe ich ein. Der übrige Theil des Gebäudes iſt das Haus des Landesherrn.

Entſchuldigen Sie mich, Sie haben Recht. Der

Verbrecher hat bei dem alten, ehemals gräflich Arnſteinſchen Caſtellan Unterkommen gefunden.

Die Thatſache iſt mir völlig unbekannt.

So iſt es auch in der Reſidenz gemeldet. Ich habe den Auftrag, den Menſchen zu arretiren, und komme, Sie um ihre Aſſiſtenz zu erſuchen.

Der Name des Verfolgten?

Ich bedaure, ihn nicht nennen zu dürfen.

Das wäre eigenthümlich!

Mein Befehl lautet dahin.

Das Verbrechen des Menſchen?

Auch das kann ich Ihnen nicht bekennen. Es iſt mir ſelbſt nicht mitgetheilt worden.

Der Amtsdroſt ſah den Fremden mißtrauiſch an. Dieſer bemerkte es. Er zog eine Medaille hervor und zeigte ſie dem Amtsdroſten.

Meine Erkennungsmedaille als Polizei-Commiſſarius, ſagte er. Sie wird Ihnen nicht unbekannt ſein.

Durchaus nicht. Indeſſen werden Sie bei der Eigenthümlichkeit des Falles zugeben, daß ich berechtigt, ja verpflichtet bin, noch eine ſpezielle, auf den Verfolgten unmittelbar ſich beziehende Legitimation bei Ihnen vorauszuſetzen.

Vollkommen. Ich werde mich beehren, ſie Ihnen mitzutheilen.

Er zog ein Papier aus der Tasche und las: „Der Polizeicommissarius Adler hat von mir den Befehl erhalten, den unten signalisirten Menschen, wo er denselben antreffe, zu verhaften. Alle Behörden des Landes werden aufgefordert, dem ꝛc. Adler Assistenz zu leisten.“

Befehlen Sie die Unterschrift des Herrn Ministers zu sehen?

Ich bitte darum.

Der Polizeibeamte hielt mit einer raschen Wendung das Papier dem Amtsdrost vor die Augen. Der Amtsdrost warf einen raschen, aber scharfen Blick hinein.

In den Mienen Beider zeigten sich in ein und demselben Augenblick ein sonderbarer Zug, den auch der scharfsinnigste Menschenkenner näher zu bezeichnen nicht vermocht haben würde.

Das Signalement? sagte, halb fragend, halb auffordernd, der Amtsdrost.

Der Commissarius der hohen Polizei las: Alter: etwa 25 Jahre; Figur: groß und schlank; Nase: eingebogen; Augen: blau; Mund: gewöhnlich; Haare: roth; besondere Kennzeichen: trägt ein schwarzes Pflaster über dem linken Auge.

Er erläuterte dabei: Sie werden die Güte ha-

ben, zu bemerken, daß das rothe Haar eine Perücke und das Pflaster nur zum Schein aufgelegt ist.

In welcher Weise wünschen Sie meinen Beistand?

Sie werden selbst am Besten darüber bestimmen können. Mir ist nur Signalement und Aufenthalt des Verfolgten bekannt; über die Lebensweise des Verbrechers, über die innere Beschaffenheit des Theils des Gebäudes, in welchem er sich aufhält, fehlen mir noch alle Nachrichten. Ich würde sie mir zunächst von Ihnen erbitten, um dann den weitern Plan gemeinschaftlich mit Ihnen entwerfen zu können.

Der Amtsdrost erwiederte nach einigem Nachdenken: Sie werden einsehen, daß auch ich, da die Existenz des Verfolgten mir bis jetzt völlig unbekannt war, meinerseits vorher Erkundigungen einziehen muß. Sie werden mir ferner zugeben, daß dies mit der größten Vorsicht und Discretion geschehen muß.

Bis wann darf ich wieder anfragen?

In zwei Stunden.

Der Polizeicommissarius entfernte sich.

Der Amtsdrost sah ihn mit einem sonderbar unruhigen Nachdenken nach. So bald jener bereits in ziemlicher Entfernung auf dem Hofe war, zog er rasch und stark an der Klingel.

Der Actuarius! Er soll auf der Stelle kommen!

befahl er dem Bedienten. Umhergehend, ſagte er für ſich: Die tauſend Thaler für die Geſellſchaften aus der Reſidenz wären gefunden.

Lieber Hollſtein, haben Sie ſeit Kurzem bei dem alten Caſtellan drüben nichts Verdächtiges bemerkt?

Ich wüßte nicht. Ich ſtehe zwar in keinem Verkehr mit dem Manne oder mit ſeiner Familie. Etwas Verdächtiges hätte mir aber doch auffallen müſſen. Die Leute leben ſtill und eingezogen.

Aus wie vielen Mitgliedern beſteht die Familie?

Der alte Mann lebt allein mit ſeiner Tochter, einer kränklichen, kinderloſen Wittwe. Seit einiger Zeit hält ſich ein Neffe bei ihm auf, ein —

Nun?

Gleichfalls ein ſtiller, eingezogener Menſch.

Sein Aeußeres? — Sein Alter?

Anfang oder Mitte der zwanziger Jahre, eine lange, aber nicht übel gewachſene Figur.

Weiter!

Rothes Haar —

Ha! Und ein ſchwarzes Pflaſter über dem einen Auge?

Richtig! Herr Amtsdroſt ſcheinen ihn bereits geſehen zu haben.

Wie lebt der junge Menſch?

Er ſoll Student ſein und das Auge im Duell

verloren haben. Um das andere Auge in der Landluft zu ſtärken, hält er ſich hier bei ſeinem Oheim auf. So heißt es.

Und ſeine Lebensweiſe?

Er iſt faſt beſtändig einheimiſch. Nur die Mittag- und Abendſtunden pflegt er in dem Park zuzubringen. Dort ſoll er ſich meiſt in dem dichten grünen Gebüſch aufhalten, weil Licht und Luft dort beſonders wohlthätig für ſeine Augen ſeien. Meine Kinder ſahen ihn viel in der Nähe des verfallenen chineſiſchen Pavillons, öfters auch in dieſem.

Um die Mittagszeit, ſagen Sie?

In der Regel von zwölf bis drei Uhr, wenn die Hitze am größten iſt. Die Luft iſt dann dort unter den dichten Bäumen und an dem Bache am kühlſten.

Lieber Hollſtein, der junge Menſch iſt ein von der Polizei verfolgter, ſchwerer Verbrecher.

O weh!

Wie ſo?

Armer Caſtellan, fangen wir den auch einmal?

Schadenfrohere Züge mag ein Subalternengeſicht ſelten abgeſpiegelt haben, als in dieſem Augenblick das Geſicht des Actuarius Hollſtein.

Iſt etwas an's Amt gekommen? fragte er.

Das nicht. Ich habe auf anderem Wege Kenntniß erhalten. Mit der Sache muß es eine eigen-

thümliche Bewandniß haben, es scheint ein Geheimniß darin verborgen zu sein.

Ei, ei, ein Geheimniß?

Lieber Hollstein, ich kann Ihnen vollständig vertrauen?

Wie Ihnen selbst, würde ich antworten, wenn die Antwort nicht zu vermessen klänge.

Vor wenigen Augenblicken war ein Criminal-Commissarius aus der Residenz hier mit dem unmittelbaren Auftrage des Ministeriums, den Menschen zu arretiren. Er verlangte meine Assistenz, ich verlangte dagegen seine Legitimation. War es überhaupt schon auffallend, daß kein öffentlicher Steckbrief den als gefährlichen Verbrecher bezeichneten Menschen verfolgte, so fiel mir noch mehr das geheimnißvolle Wesen des Commissarius auf, besonders die Scheu, mir seine Legitimationspapiere genauer sehen zu lassen. Um desto aufmerksamer wurde ich natürlich, und denken Sie sich meine Ueberraschung, als ich zwar nicht eine erwartete Aufklärung des Geheimnisses erfuhr, dagegen, trotz der Vorsicht des Polizeimanns durch einen raschen Blick in das Papier entdeckte, daß auf die gefängliche Einbringung des Verfolgten ein Preis von dreihundert Louisdor gesetzt ist.

Dreihundert — ?

Louisdor! Der Schuft will die Beamten des Amts darum betrügen, wenigſtens um die Hälfte, die bei der Aſſiſtenz von Seiten des Amtes unbedenklich demſelben zuſtehen würde.

Was haben der gnädige Herr beſchloſſen? fragte mit leuchtenden Augen der Actuarius.

Einen Entſchluß müſſen wir jetzt faſſen, lieber Hollſtein, Sie und ich.

Unterthänigſter Diener!

Ich habe den Menſchen nach zwei Stunden wieder herbeſtellt, um alsdann das Nähere mit ihm feſtzuſtellen. Unterdeß geben Sie Ihren Rath.

Die Sache erſcheint mir einfach. Vor Allem kommt es darauf an, daß kein Aufſehen gemacht wird.

Richtig! Die Sache muß möglich unter uns bleiben. Jetzt, wie künftig. Sie müſſen nun für Ihre Perſon die ganz ſelbſtſtändige Leitung und Ausführung übernehmen, auch allein den Namen dazu hergeben. Ich würde, da der Polizeibeamte einmal mit mir conferirt hatte, durch eine directe Einmiſchung compromittirt werden. Ich liquidire demnächſt den ausgeſetzten Preis für Sie, und Ihr Antheil davon bleibt Ihnen jedenfalls gewiß.

Unterthänigſter Diener!

Alſo weiter?

Ich beordre Ihre beiden Jäger. Der Menſch iſt allein. Sie werden ausreichen. Es iſt ein einzelnes, dazu krankes Wild, das ſie, in dichtem, ihnen bekanntem Gehege umſtellen. Es kann ihnen nicht entgehen.

Vortrefflich! Die Jäger ſind völlig zuverläſſig und verſchwiegen.

Einen verſchloſſenen Wagen halten Eure Gnaden bereit. Den Bericht an den Herrn Miniſter werde ich ſofort fertig machen. In dem Bericht ſage ich, daß ich zufällig von der Verfolgung des anbei überſendeten, gefährlichen Verbrechers Kenntniß erhalten, und daher nicht ermangelt hätte, ihn, da ſelbiger der Flucht ſehr verdächtig, förderſamſt, ohne ſpeziellen höheren Befehl abwarten zu dürfen, zu verhaften. Mit dem Berichte und den Jägern packen wir den Menſchen in den Wagen, und er iſt bereits im Vorzimmer des Herrn Miniſters, wenn der Herr Commiſſarius ſich einredet, ihn noch hier zu fangen.

Und dieſen beſtelle ich auf heute Abend.

Unter dem Vorwande, daß die Executionen und die Einſetzung des Geiſtlichen nicht früher Zeit gewährten.

Treffen Sie ſofort alle Anordnungen.

Auf der Stelle!

Der Actuarius entfernte ſich mit einem Geſicht,

in deſſen zufriedenen Zügen zu leſen war: Hundert Louisdor von den Dreihundert gehören mir!

Der Amtsdroſt aber rechnete anders: Einen Louisdor wird jeder der Jäger erhalten müſſen, achtzehn ſind vollkommen genug für den kleinen, dürren Spitzbuben, mithin bleiben zweihundert und achtzig für mich!

Er hatte ſeine allerdings ſehr einfache Berechnung kaum vollendet, als vor dem Zimmer mehrere, wie es ſchien, heftig gegen einander ſprechende Stimmen laut wurden. Er konnte darunter mit Beſtimmtheit nur die ſeines Bedienten unterſcheiden, der gegen die übrigen anzukämpfen ſchien. Nachdem der Wortwechſel eine Weile gedauert hatte, wurde auf einmal die Thür mit Gewalt weit aufgeriſſen. In derſelben ſtand der Bediente, vor ihm ſtanden fünf Bauern. Der Bediente bemühte ſich vergeblich, die Thür wieder zuzumachen und den Bauern den Eingang zu wehren. Die kräftigen Arme der Landleute packten ihn und warfen ihn nach kurzem Widerſtreben wie einen Federball auf die Seite.

Ihre Hüte abnehmend, traten die Bauern in das Zimmer des Amtsdroſten. Einer von ihnen ging voraus, die vier Anderen folgten zu zwei und zwei.

Das Eindringen war ſo raſch geſchehen, daß der Amtsdroſt nicht Zeit gehabt hatte, einen beſtimm-

ten Plan über ſein Verhalten zu faſſen, noch weniger ſeinem Bedienten zu Hülfe zu kommen. Sein Verhalten gegen die Bauern, deren Abſicht nach den heute bevorſtehenden Executionen ihm nicht im Geringſten zweifelhaft ſein konnte, mochte freilich ſeine Schwierigkeiten haben. Hatte er auch noch vorhin dem Actuarius gegenüber in den bekannten, abſolutiſtiſchen Sätzen ſich ausgeſprochen, daß das Volk eben nur als „Volk", als misera contribuens plebs, als Geſindel, das nur zum Steuern bezahlen da iſt, zu betrachten ſei, daß man es in einer unbedingten Abhängigkeit halten und ihm durchaus keine Rechte einräumen müſſe, ſo war ihm doch ſeit kurzer Zeit, ſeitdem in Paris die Julirevolution ausgebrochen war und in ganz Deutſchland eine große, wenn auch vorläufig nur mehr innerlich zuckende Bewegung hervorgerufen hatte, die praktiſche Anwendung ſolcher Sätze um ſo bedenklicher geworden, je mehr er ſich ſelbſt vielleicht ſagen mußte, daß, wenn einmal Recht vor Gewalt gehen ſolle, gerade ſeine Stellung eine nichts weniger als haltbare mehr ſein könne. Die Nemeſis ſtand im Sommer 1830 in Deutſchland, wenn ſie auch nur ſehr dürftig mit dem Schwerte der Vergeltung waltete, wenigſtens drohend und das Schwert zeigend vor manchem deutſchen Schufte, daß er erbleichte und zitterte, freilich nachher auch wieder deſto frecher und

übermüthiger wurde. Der Amtsdroſt von Lilienthal war indeſſen zu ſehr Ariſtokrat und zugleich Bureaukrat, als daß er ſich der Bedenken nicht hätte für diesmal noch entſchlagen ſollen.

Mit kräftiger Stimme, ſeinem finſtren Blicke den drohendſten Ausdruck gebend, ſprach er zu den eintretenden Bauern, indem er ſich dicht vor ſie ſtellte: Wer etwas bei mir zu ſuchen hat, läßt ſich drüben in der Amtsſtube melden. Ihr wißt das längſt!

Herr Amtsdroſt, nahm der Vorderſte der Bauern das Wort mit ruhiger, faſt beſcheidner Stimme, wir waren in der Amtsſtube und baten um Gehör bei Ihnen; man verweigerte, Sie zu rufen. —

Mit Recht, weil die Geſchäftsſtunde noch nicht geſchlagen hat. So wie ſie geſchlagen hat, werde ich dort ſein. Hier gebe ich Euch kein Gehör!

Er zeigte mit der Hand nach der Thür, um den Bauern zu bedeuten, daß ſie ſich zu entfernen hätten und drehte ihnen darauf den Rücken zu.

Die Bauern aber blieben ruhig ſtehen und ihr Sprecher hob wieder an: Herr Amtsdroſt, mit dem Schlage der Geſchäftsſtunde ſollen die Executionen beginnen, dann iſt es zu ſpät für das, was wir Ihnen zu ſagen haben. Sie müſſen uns hier Gehör geben.

Ich muß? Ich muß? Wer von Euch hat mir

zu befehlen? Hier in meiner eignen Stube? Im Augenblick fort von hier.

Herr Amtsdroſt, wir verlangen, daß Sie uns hören und es iſt Ihre Pflicht, uns zu hören.

In meiner Privatſtube nicht. Ich bin hier Hausherr, wie Ihr es in Eurer Stube ſeid. Ich werde mein Hausrecht gebrauchen, wenn Ihr Euch nicht auf der Stelle entfernt.

Herr Amtsdroſt, Sie ſind Beamter, Sie müſſen die Leute hören; dafür werden Sie vom Staate bezahlt.

Von uns! rief Einer der Bauern. Wir armen Bauern müſſen die Steuern bezahlen und die reichen Gehälter der Beamten.

In dieſer Stube höre ich Niemanden, wiederholte der Amtsdroſt. Ich werde Gewalt brauchen, um mein Hausrecht zu bewahren.

Thun Sie das nicht, erwiederte der Sprecher. Das ganze Dorf iſt in der Nähe. Gewalt möchte nicht gut thun.

In der Amtsſtube werde ich Euch hören.

Auch hier! Es wird ſich gleich bleiben.

Sprecht.

Herr Amtsdroſt! Wir kommen als Deputirte der ganzen Gemeinde zu Ihnen. Ich ſpreche im Namen der Gemeinde. Das Dorf gehörte ſeit Menſchenge-

denken und länger, ſoweit die älteſten Urkunden reichen, den Grafen von Arnſtein. Die Gutsherrſchaft war uns immer eine gnädige Herrſchaft, beſonders der letzte Graf. Der Bauer wurde hier nicht gezwackt und ausgeſogen. Wir bekamen alle mögliche Erleichterung. So lange wir zurückdenken, haben wir die Grundſteuer an den Staat ſchon nicht mehr allein bezahlt. Der Gutsherr trug die Häfte davon und rechnete ſie uns bei unſren Abgaben an ihn zu Gute. Der Graf erklärte uns vertragsweiſe, er wolle nicht, daß der arme Bauer alle Steuern allein und doppelt und für den reichen Gutsherrn mit tragen ſolle. Das war recht und billig. Wir müſſen an den Gutsherrn unſre ſchweren Abgaben entrichten, von Blut und Frucht, von Geld und Korn, wir müſſen ihm frohnden mit Hand und Spann. Wir allein müſſen aber auch die Steuern an den Staat bezahlen, Grundſteuer, Kopfſteuer, Chauſſeeſteuer, Communalſteuer, Kriegsſteuer, Univerſitätsſteuer und wie ſie weiter heißen. Der Edelmann, der Gutsherr, trägt nichts dazu bei. Er, der doch die meiſten Grundſtücke und von allen den Steuern allein oder meiſt den Vortheil hat. Wir armen Bauern und der Bürgersmann in den Städten, wir ſind es allein, die den Staat und dazu den Edelmann erhalten müſſen. Daß das unrecht war, das ſah un-

ſer Graf wol ein und darum wollte er wenigſtens die Hälfte der Grundſteuer mit uns tragen. Das hat gedauert, bis der Fiskus das Gut in Beſitz nahm. Seitdem haben wir die Grundſteuer allein entrichten müſſen. Sie, Herr Amtsdroſt, oder die Amtsdroſtei, wollte die Abrechnung auf unſre Abgaben nicht mehr zulaſſen. Wir prozeſſirten. Wir haben den Prozeß verloren. Wir ſind verurtheilt worden, für alle die letzten Jahre die zurückgehaltnen Abgaben nachzuliefern. Heute wollen Sie mit der Execution gegen uns verfahren.

Nun, und was wollt Ihr gegen das rechtskräftige Erkenntniß? unterbrach der Amtsdroſt den Sprecher.

Dieſer fuhr fort: Das rechtskräftige Erkenntniß iſt ein ungerechtes. Abhängige Richter haben es gemacht. Der Fiskus hat gar keine Anſprüche an uns. Dieſes Gut hat noch ſeinen rechtmäßigen Herrn, den jungen Grafen von Arnſtein. Nur dem brauchen wir zu frohnden und zu ſteuern. Der Fiskus hat ſich mit Unrecht in den Beſitz geſetzt. Wenn aber auch das nicht wäre, auf alle Fälle iſt er an die Verträge gebunden, die der Graf mit uns geſchloſſen hat.

Ich begreife nur nicht, ſagte der Amtsdroſt, wie Ihr immer und immer auf Gründe zurückkommen

könnt, welche die Erkenntniſſe nach den Geſetzen längſt haben verwerfen müſſen.

Nach den Geſetzen, die von den Richtern verdreht ſind, nach den Geſetzen, die dem Volke keine Rechte geben. Wir halten uns an das natürliche Geſetz, nach welchem Jedermann im Staate, der Vornehme wie der Geringe, Rechte haben muß. Die Zeiten werden jetzt anders, Herr Amtsdroſt. Wir geringen Leute können nicht mehr ganz in der Unwiſſenheit erhalten werden. Die Franzoſen haben dieſer Tage ihren König weggejagt, der auch dem Volke keine Rechte geben wollte. Der Deutſche iſt juſt ſo gut wie der Franzoſe, Herr Amtsdroſt.

Ihr drohet mit Rebellion? —

Wir drohen nicht, wir ſind gekommen mit der ruhigen und friedlichen Bitte an Sie, daß Sie die heutige Execution ausſetzen und noch einmal unſer Recht an das Miniſterium berichten mögen.

Mit der Execution wird verfahren, heute, in einer Stunde! ſagte mit der größten Entſchiedenheit der Amtsdroſt.

Herr Amtsdroſt, es wird nicht damit verfahren, ſagte nicht minder entſchieden der Bauer.

Wir werden ſehen!

Mit Ihren paar Mann uns regieren!! Das

ganze Dorf ſteht wie Ein Mann. Machen Sie kein Unglück.

Ich thue meine Pflicht. Ihr ſelbſt ruft das Unglück über Euch.

Herr Amtsdroſt, denken Sie auch an ſich! Sie haben ſich hier manchen Feind erworben, und ob mit Recht oder mit Unrecht, das mögen Sie am beſten ſelbſt ſich ſagen können!

Zu ſolchen unverſchämten Drohungen kann ich nur lachen.

Wer zuletzt lacht, lacht am beſten.

Ihr habt Euren Beſcheid.

Wir haben Sie gewarnt, Herr Amtsdroſt! Die Gemeinde iſt um ſo aufgeregter, als es heißt, daß heute auch der neue Prediger mit Gewalt eingeſetzt werden ſoll.

Das wird geſchehen!

Auch das iſt ein Unrecht. Seit Jahrhunderten hat die Gemeinde ſelbſt ihre Prediger gewählt und berufen.

Das Patronat iſt beim Gute; die Beſitzer konnten es nicht vergeben.

Wir wollen das hier nicht unterſuchen. Natürlich und vernünftig iſt es, wenn die Gemeinde ſich ſelbſt und nicht ein dritter ihr den Prediger gibt; denn ihr Seelenhirt ſoll er ja ſein. Empören aber

muß es die Gemeinde, daß gegen ihren Willen geradezu ein Menſch ihr aufgedrängt wird, deſſen Heuchelei, Geiz, Habſucht und Falſchheit ihn mit allen Gemeinden verfeindet hat, bei denen er bisher war.

Das Oberconſiſtorium kennt den Mann nur als fromm.

Weil er ein Heuchler, ein Pietiſt iſt, will es ihn nicht anders kennen. — Noch einmal, Herr Amtsdroſt, ſtehen Sie heute von der Gewalt ab. Es wird Blutvergießen geben und das Blut kommt über Sie.

Lächerlich.

Wir haben unſere Pflicht gethan. Wir können die Gemeindemitglieder nicht mehr zurückhalten, denn ſein Recht läßt der Bauer ſich nicht nehmen.

Der Bauer wollte noch weiter ſprechen, ſeine Gefährten hielten ihn davon ab; mit verhaltenem Zorn ſagten ſie: Komm, Gevatter, das Reden iſt hier unnütz.

Sie gingen. Der Amtsdroſt ſah ihnen nach mit einer Miene, die nicht ſo zufrieden war, als vorhin bei Berechnung der dreihundert Louisdor.

In dem entlegenſten Theile des zu der Amtsdroſtei gehörigen Parks ging ein junger Mann ſpatzieren. Es war eine hohe, ſchlanke Geſtalt. Der

junge Mann ging langſam und gebückt. Das lebhafte Auge — man ſah nur eins, denn das andere war mit einem breiten, ſchwarzen Pflaſter bedeckt — ſah bekümmert. Er ging in einer breiten, ſchattigen Allee von Lindenbäumen. Um ihn her war verworrene Wildniß. Die Bäume ſelbſt, welche die Allee bildeten, ſchienen die frühere vieljährige Zucht des Gärtners nicht vergeſſen zu haben. So wie ihre Stämme hoch und grade ſtanden, ſo ſtreckten auch ihre Zweige noch immer zu runden, wohlgeformten Kronen ſich aus. Deſto größer waren Verwirrung und Wildniß im Uebrigen. Verdorrte und abgefallene Zweige lagen überall in der Allee umher, unter ihnen hervor und neben und zwiſchen ihnen wucherten Pilze, wildes Gras, ſchwarzes Moos. Das Boskett zu beiden Seiten war zu einem faſt undurchſichtigen Geſtrüpp von Dornen, Rankengewächſen und anderem niedrigen Buſchwerk geworden. Ein ſchmaler Pfad, der ſich hindurch wand, war kaum zu paſſiren. Er führte zu einem Bache, der nur noch langſam floß, denn hartes und breites Schilf, das von beiden Ufern bis faſt in ſeine Mitte hineingewachſen war, hemmte ſeinen Lauf. Früher hatte eine Brücke über ihn geführt. Ein Brett, vielleicht erſt in neuerer Zeit loſe hingelegt, verband jetzt ſeine Ufer; an dem jenſeitigen Ufer ſtand zwiſchen hohen, ſchattigen Ul-

men ein Pavillon in chineſiſcher Bauart nach dem Geſchmacke des vorigen Jahrhunderts. Er war verfallen. Die Stufen der beiden Treppen, die von zwei Seiten zu ihm hinaufführten, waren lückenhaft und ſchienen ſo morſch, als wenn man es kaum wagen dürfe, ſich ihnen anzuvertrauen.

Der junge Mann — der Graf Eduard von Arnſtein — durchwandelte langſamen Schrittes die Allee von Linden. Wol ſah ſein Auge die Verwüſtung und Verwirrung in der Allee wie außerhalb derſelben.

Das Schloß war in früheren Jahren faſt regelmäßig der Sommeraufenthalt ſeiner Eltern geweſen. Auch er hatte die früheſten Jahre ſeiner Kindheit hier zugebracht. Theils dunkele, theils aber noch lebhaftere Erinnerungen jener Zeit waren in ſeinem Gedächtniſſe. Der chineſiſche Pavillon mit ſeiner Umgebung war ſein Lieblingsaufenthalt geweſen. Hier hatte er manchmal mit ſeinen Eltern geſeſſen und ihren Reden gelauſcht. Hier hatte er Abſchied von ihnen genommen, als er nach Genf ging. Hier hatte er ſie zum letzten Male Beide zuſammen auf heimiſchem Boden geſehen. Es war alles jetzt ganz anders wie damals; ſo wie die Allee und das Boskett, der Bach, der Pavillon und der ganze Park damals glatt, geebnet, ruhig fließend

und wohlgeordnet dagelegen hatten, ſo lag auch das Leben in jener Zeit für ihn und vor ſeinen Augen geebnet und geordnet da. Jetzt war der Park eine Wildniß und war es ſein Leben minder? Von dem Vater und der Gattin hatte er keine Nachricht. Beide waren für ihn verloren. Was hatte er der jammernden Mutter wiederzubringen? Sich ſelbſt zwar, aber mit einem Leben, das durch den Verluſt jener in ſeinem innerſten Kern angefreſſen war.

Alle ſeine Bemühungen, die verſchwundene Gattin aufzufinden, waren vergeblich geweſen. Er hatte nicht die geringſte Spur von ihr zu entdecken vermocht. Es konnte ihm bald nicht verborgen bleiben, daß er ſelbſt der Gegenſtand einer zwar geheimen, aber deſto eifrigeren Verfolgung ſei, deren Quelle und Veranlaſſung ihm nicht zweifelhaft war. In welcher perſönlichen Gefahr er aber auch ſchwebte, ſeinen Nachforſchungen konnte er nicht ganz entſagen. Um ſie wirkungsvoller fortſetzen zu können, entdeckte er ſich dem Caſtellan auf der Amtsdroſtei, dem vieljährigen und treuſten Diener ſeiner Eltern. Gern gewährte der alte Mann ihm Aufenthalt. Hier, in der Nähe der Reſidenz, auf einer jetzt landesherrlichen Domaine, glaubte er, zumal in ſeiner äußeren Entſtellung ſich um ſo ſicherer, als er vorausſetzen durfte, daß Niemand an ſein Wagniß denken werde, dem

verfolgenden Feinde gleichsam unmittelbar unter das Auge zu treten! Andrerseits war er hier den Nachrichten über die verlorenen theuren Personen am nächsten. Nur Schrader und der Geigenfritz, die Beide für ihn und mit ihm wirkten, kannten seinen Aufenthaltsort.

Er hatte von Beiden seit acht Tagen keine Nachricht; die er mit schmerzlicher Sehnsucht erwartete. Sie wußten, daß sie ihn täglich um die Mittagszeit in der Nähe des Pavillons treffen würden. Er wartete auch heute auf sie.

Er war in der That noch nicht lange auf und ab gegangen, als er die wohlbekannte Figur des Geigenfritz gewahrte. Der braune Mann wand sich mühsam durch das dichte Gestrüpp, aber dennoch so vorsichtig und geräuschlos, daß der Graf auch in der Nähe ihn nur sah, aber nicht hörte. Auch der Geigenfritz hatte den Grafen bemerkt und winkte ihm zum Pavillon hin.

Dorthin wendeten Beide ihre Schritte.

Sie erstiegen die Stufen zu dem Pavillon, jeder auf einer anderen Treppe. Der Pavillon lag hoch. Er hatte oben ein geräumiges Zimmer. In den Salon führten zwei Thüren von jeder der beiden Treppen. Die Seitenöffnungen waren mit Läden verschlossen. Diese waren so schadhaft und mit so vie-

len Ritzen und Löchern verſehen, daß hinreichendes Licht durchfiel. Verfallen, wie das Aeußere, war das Innere des luftigen, ausländiſchen Gebäudes. Die Bretter des Fußbodens in dem Zimmer lagen theilweiſe nur noch loſe; man konnte durch ihre weiten Fugen in den unter demſelben befindlichen Raum ſehen, der früher zum Aufbewahren von Gartenwerkzeugen gedient hatte.

Der Geigenfritz machte, nachdem ſie in das Zimmer eingetreten waren, deſſen beide Thüren vorſichtig zu.

Was bringſt Du? fragte ihn der Graf.

Gute Nachrichten, Herr Eduard!

Laß hören.

Aber geduldig müſſen Sie ſein und mich hübſch in der Ordnung erzählen laſſen. Sie wiſſen, ich bin ein alter Mann, den man nicht aus ſeiner Ordnung herausbringen darf, wenn er nicht confus werden ſoll.

Ohne Vorrede, ich bitte Dich!

Sie ſind ſchon ungeduldig. Hören Sie: Sie wiſſen, wie ich die kleine Anna in der Feſtung untergebracht habe.

Ich weiß.

Sie wiſſen auch, daß die kleine Anna ſchon meh-

rere Wochen in der Festung gewesen war und wir noch nichts wußten.

Ich weiß! Weiter.

Vor einigen Tagen hat die Kleine endlich Entdeckungen gemacht. Seit vier Tagen bin ich in dem Besitze.

Und heute bist Du erst hier!

Sehr natürlich. Vor drei Tagen war ich in der Nähe, aber da ich die Ehre habe, eben so wol wie Sie verfolgt zu werden, wahrscheinlich als der Helfershelfer des Herrn Eduard Buschby seligen Andenkens und einige Gensdarmen wirklich auf meiner etwas breiten und langen Fährte waren, so wollte es mir nicht gelingen, früher als heute zu Ihnen zu kommen.

Erzähle weiter.

Zuerst eine interessante Nachricht: Sie wissen wol nicht, daß auf Ihre Person, freilich noch nicht auf Ihren Kopf, ein Preis von dreihundert Stück Louisdor gesetzt ist?

Ich konnte es voraussetzen. Komm nur zur Sache.

Die Sache, ich meine wegen des Preises, ist übrigens nur vertrauten Polizeimännern bekannt gemacht worden. Man scheint Rücksichten zu nehmen.

Ich erfuhr ſie zufällig. Ich komme unmittelbar aus der Reſidenz; doch davon nachher.

Ich bitte Dich, ſagte der Graf ungeduldig, komm endlich zur Sache.

Ich bin dabei, hören Sie nur: Unſere Geſuchten ſind auf der Feſtung.

Wer? Alle? Auch Amalie? fuhr der Graf auf.

Geduld, ich bitte Sie. Zwei von ihnen hat die Kleine geſehen und geſprochen, Horberg und Vorhöff. Doch, die ſtehen Ihnen ferner. Einen hat ſie geſprochen, aber nicht geſehen, Ihren Vater —

Meinen Vater? Sie hat ihn geſprochen? Er iſt dort? Auf der Feſtung? Er lebt alſo?

Ruhig, ruhig! Er lebt, er iſt dort, ſie hat ihn geſprochen.

Was macht er?

Er wird ſich nach der Freiheit ſehnen.

Und Amalie?

Ich bedaure, ſagte der Abenteurer mit einem plötzlich veränderten Tone, mit einem Tone, der ungeheucheltes, herzliches Gefühl ausſprach, ich bedaure, über die Prinzeſſin Ihnen noch nicht die geringſte Nachricht mittheilen zu können. Sie müſſen ſich faſſen und — gedulden.

Der junge Mann ging ſchweigend, beide Hände über das Geſicht gelegt, auf den krachenden, mor-

ſchen Dielen auf und ab. Der Alte verfolgte ihn mit theilnehmenden Blicken.

Fahre fort, ſagte der Graf nach langer Zeit, erzähle von meinem Vater.

Es thut mir leid, Herr, daß ich auch von ihm nur wenig berichten kann. Das Mädchen hat ihn durch die Thür ſeines Gefängniſſes kaum nach ſeinem Namen fragen und ihm mittheilen können, daß Sie leben und für ſeine Befreiung arbeiten. — Aber ich habe andre Nachrichten, Herr Eduard, Nachrichten aus der Reſidenz, die Sie intereſſiren werden.

Der junge Mann horchte auf, trotz des tiefen Schmerzes, der ſein Innres drückte.

Der Andre erzählte, bald wieder in ſeine gute Laune zurückkehrend: Ich habe in meinem Leben nicht viel auf die Franzoſen gehalten und ſchon als Junge habe ich mich über die Moden geärgert, die von Paris kamen. Sie werden mir es auch zugeſtehen, Herr Eduard, denn als gelehrter Herr wiſſen Sie es beſſer als ich, daß die Franzoſen von jeher verzweifelt wenig Gutes hierher nach Deutſchland gebracht haben. Aber ſolch' eine Pariſer Revolution iſt ein ſo gar übles Ding für die Deutſchen nicht. Sie ſollten ſehen, wie die Leute überall in den deutſchen Gauen, von denen ſie ſo gern ſchwatzen, lebendig geworden ſind, ſeitdem ſie von dem Aufſtande

in Paris und von der Verjagung des Königs gehört haben. Ueberall wird wieder von Rechten des Volks, von Freiheit, von Tyrannenketten und dergleichen geſprochen. Ich habe meine Freude daran und ſchüre. Meine abſonderliche Freude aber hatte ich geſtern Abend in der Reſidenz. Ueberall in den Straßen Unruhe, Bewegung, Haufen, die umherzogen und Freiheitslieder ſangen, andre, die dem neuen Herrn Miniſter von Eilenthal und der gnädigen Frau von Horberg Pereats riefen, wenn auch noch mit etwas gedämpfter Stimme — das Obligate wird ſchon nachkommen — wieder andre Gruppen, die zwar ruhig ſtanden und zuſahen, aber deſto mehr die Vorbeiziehenden hetzten, dazwiſchen eine heulende, lärmende und pfeifende Straßenjugend. Aus der Sache kann etwas werden, die Anlage iſt gut. Und es wird etwas daraus werden, ſchon heute Abend, Herr Eduard.

Heute? — Der Graf wurde aufmerkſamer.

Meine beſte Freude hatte ich nämlich, als ich unſre alten Freunde beſuchte. Sie kennen Sie wol?

Ich verſtehe Dich nicht.

Ich war bei den beiden Bürgern, die Sie im vergangnen Jahre gegen die Unverſchämtheit einiger kleinen Lieutenants in Schutz genommen hatten. Von ihnen erfuhr ich, daß man das Treiben des Stra-

ßenpöbels absichtlich dulde und unterstütze und daß am heutigen Abend die Revolution losbrechen solle.

Die Revolution?

Die Leute nennen es so. Sie haben alles vorbereitet. Heute Abend werden die Massen vor das Schloß ziehen und dann wird man so einige kleine unterthänige Bitten an Seine Hoheit stellen, zum Beispiel von wegen einer Verfassung und wegen Entlassung des Ministers von Eilenthal, sowie der zweiten Landesmutter, Frau von Horberg, und so weiter.

Heute, sagst Du? Heute Abend? fragte der Graf mit großer Lebhaftigkeit.

Ja, ja, heute Abend! — Aber warten Sie einen Augenblick. Wer ist denn das da?

Die Augen des sonderbaren Mannes hatten die Gewohnheit, stets nach allen Richtungen umherzuschweifen. Auch wenn er dem Anscheine nach an nichts Theil nahm als an dem, was unmittelbar neben ihm vorging, so suchte sein Blick doch stets andere Gegenstände auf, nahe und fern, bald auf dieser, bald auf jener Seite. So war er auch jetzt während der Unterredung mit dem Grafen Arnstein, vielleicht unwillkürlich und ohne alle Absicht, beständig dann an den einen, dann an den andren Fensterladen getreten und, indem er am angelegentlichsten in das Zimmer hineinsprach, spähten seine scharfen

Augen am eifrigſten durch die Oeffnungen und Ritzen in dem Gebüſch faſt nach allen Richtungen umher.

Er hatte jene Worte mit dem Tone einer Ueberraſchung ausgerufen, die er ſelten an den Tag zu legen pflegte.

Nachläſſig, ohne Stellung und Blick im Geringſten zu verändern, ſetzte er ſofort hinzu:

Herr Eduard, welchen Weg nehmen Sie gewöhnlich, wenn Sie in dieſen Pavillon gehen?

Denſelben, den ich vorhin kam.

Alſo aus der Allee über den Steg, der über den Bach führt?

Denſelben.

Und auf welchem Wege kehren Sie zurück?

Auf dem nämlichen. Aber wozu dieſe Fragen?

Wozu? Treten Sie einmal hierher, aber vorſichtig, nicht zu dicht an den Laden, damit man ſie von außen nicht ſehen kann. — So, nun blicken Sie einmal nach dem Steg, unmittelbar rechts daneben, in das Gebüſch hinein.

Ich ſehe nichts.

Sehen Sie ſcharf hin, unmittelbar auf jene Seite des Bachs, neben dem Steg.

Ich ſehe nichts, das Buſchwerk iſt dort ſehr dicht.

Dicht und dunkel, richtig, aber ſehen Sie in dem dunklen Dickicht nicht etwas blitzen?

Ich ſehe nur das Buſchwerk.

Ihre Augen ſind gut, ich weiß es, aber die meinigen, vielleicht dreimal ſo alt als die Ihrigen, ſehen doch noch beſſer, wie ich merke. — Dort in dem Gebüſche hält ſich ein Kerl verborgen in grünem Rocke mit blanken Knöpfen und, wenn mich nicht Alles täuſcht, auch mit einem Gewehre.

Das unterſcheideſt Du?

Vor einigen Augenblicken deutlicher als jetzt. Leider kam mein Auge zu ſpät, um die Menſchen ankommen zu ſehen. Allein die Bewegung des Gebüſches, wahrſcheinlich unmittelbar nach ſeiner Ankunft bemerkte ich noch. — Indeß, was halten Sie von der Sache, Herr Eduard?

Warum ſich darüber den Kopf zerbrechen? Es wird irgend ein Neugieriger ſein, der mich hier belauſchen will, da ich täglich um dieſe Stunde hier bin, vielleicht einer von den Leuten des Amtsdroſten.

Ganz recht, aber fällt Ihnen nicht zufällig ein, daß man auf Sie einen Preis von dreihundert blanken Louisdor geſetzt hat, den gewiß Mancher gern verdienen möchte?

Die Polizei könnte ſich meiner in dem Schloſſe weit ſicherer und leichter bemächtigen als hier. Ueberhaupt, wozu bedürfte ſie eines geheimen Auflaurers?

Herr, Sie wiſſen, ich habe zuweilen Ahnungen. Auch jetzt —

Auch jetzt? lachte der Graf Arnſtein.

Der Geigenfritz antwortete nicht weiter. Er ſah den gebrechlichen Fußboden des Zimmers an, legte ſich mit einem Knie auf denſelben, rückte eine Diele auf die Seite, ſah durch die Oeffnung in den darunter befindlichen Raum und ſagte dann, indem er wieder aufſtand:

Es geht. Die Höhe iſt gering, der Keller da unten hat ein Loch, durch das man kriechen kann. Warten Sie hier einen Augenblick, ich bin gleich wieder bei Ihnen, aber halten Sie ſich ruhig, daß man Sie von außen nicht entdecken kann.

Was willſt Du beginnen?

Ich muß ſehen, was der Menſch dort will.

Sei kein Thor!

Laſſen Sie mich.

Er erweiterte raſch die bereits gemachte Oeffnung durch Zurückſchieben der Dielen. Im Augenblicke nachher glitt er hindurch. Seine Länge kam ihm zu ſtatten. Der Sprung, den er zu machen hatte, um den Fußboden des unteren Raumes zu erreichen, brauchte kaum einige Schritte zu durchmeſſen. Es geſchah dies ſo leiſe, daß ſelbſt der Graf unmittelbar über ihm es nicht hörte. Unten angelangt,

kroch er an ein in der hölzernen Wand befindliches, ziemlich geräumiges Loch. Er sah hindurch, nach allen Seiten in das Gebüsch spähend. Sein Auge gewahrte nirgends einen verdächtigen Gegenstand. Vor dem Gebüsch neben dem Steg, mithin auch vor den Blicken des darin Verborgenen war er gedeckt durch eine Menge hohen wilden Grases, das sich unmittelbar vor dem Loche befand. Er kroch durch dieses. Draußen im Freien richtete er sich nur eben hoch genug auf, um sich die Richtung des Stegs zu merken, dann kroch er weiter, durch das Gras, durch Gebüsch, Pfad, wieder Gras, wieder Gebüsch, immer behende und geräuschlos, wie ein großes, braunes, nur an Kriechen und Lauern gewöhntes Unthier, bis er an dem Graben angelangt war. Er hatte nicht die Richtung des Stegs genommen. Etwa fünfundzwanzig bis dreißig Schritte von demselben entfernt, erreichte er den Graben. Das hohe Schilf verdeckte ihn hier. Er kroch einige Schritte an dem Wasser entlang, bis er eine schmale, durch die Dürre des Sommers fast ausgetrocknete Stelle fand. Mit einem Satze war er am jenseitigen Ufer. Hier kroch er weiter, langsam, leise, immer kaum hörbar, bis dicht hinter das Gebüsch, in welchem der vermeintliche Verfolger und der von ihm Verfolgte verborgen war.

Er machte Halt und beſah genau ſeine Umgebung. Sein Auge hatte ihn nicht getäuſcht. In dem Gebüſche lag wirklich ein Menſch verſteckt, in grüner Jägerlivree mit blanken Knöpfen, eine Büchſe unter dem Arm, den Blick auf den Pavillon gerichtet. Der Menſch hatte ſein Nahen nicht bemerkt, denn er lag ruhig, unverwandten Blicks.

Der Geigenfritz machte raſch ſeinen weiteren Plan. Das Gebüſch, in welchem der Jäger lag, war nach nur einer Seite hin offen, nach der Seite des Stegs hin, ſo daß der Verborgene ohne Hinderniß einen Jeden, der von dem Stege her kam, überfallen konnte. Dieſe Seite mußte, von dem Jäger unbemerkt, gewonnen werden. Bevor der Geigenfritz ſich dahin aufmachte, zog er aus der weiten Taſche ſeines braunen Wammſes einen mehrfach verſchlungenen Strick hervor. Er ordnete und glättete die Schlingen, dann kroch er noch ein paar Schritte auf die Seite nach der Oeffnung des Gebüſches hin. Plötzlich ſtand er auf, faſt rieſengroß ſich erhebend, und in demſelben Augenblicke lag er mit der ganzen Länge und Breite ſeines Körpers über dem Jäger und dieſer in ſeiner Schlinge.

Zu Hülfe! Dieſer Laut entfuhr nur noch halb erſtickt dem im Momente darauf geknebelten Munde des Jägers.

Alſo Du haſt hier Hülfe in der Nähe, Camerad? ſagte der Geigenfritz, indem er raſch ſeinem Gefangnen die Arme auf den Rücken band und mit einem gleich raſch hervorgezognen, zweiten Stricke dem ſo plötzlich wehrlos gewordnen auch die Beine feſſelte.

Er nahm das Gewehr des Jägers und ſagte leiſe und kaltblütig zu dieſem: Wenn Du Dich muckſeſt, Camerad, ſo ſchlage ich Dir mit dem Kolben den Gehirnkaſten ein.

Darauf ſtellte er ſich nach dem Stege zu auf die Lauer, den Hahn der Büchſe geſpannt.

Er hatte ohne große Anſtrengung ſeines Scharfſinns aus dem Hülferuf des Jägers entnehmen können, daß dieſer nicht allein ſei. Um ſo unzweifelhafter wurde es ihm, daß es auf irgend einen Fang abgeſehen ſein müſſe, den er nur gegen den Grafen gerichtet glaubte. Klar wurde es ihm aber auch, daß unter ſolchen Umſtänden nichts gefährlicher ſein könne als eine Flucht. Jeder Schritt konnte gradezu in die Hände eines verborgnen Verfolgers führen. Erwarten mußte er dagegen andrerſeits, daß der Hülferuf des Jägers dieſem wirklich Hülfe bringen werde.

Er hatte kaum dieſes Alles überdacht, und ſeine Gedanken waren wahrlich keine langſamen, als von der andern Seite des Pavillons her Jemand eilenden

Schritts durch das Gebüsch herbeigelaufen kam. Es war ein zweiter Jäger in derselben Livree wie der bereits Bewältigte. Er eilte geraden Weges auf den Steg zu.

Der Geigenfritz hatte sich das so gedacht. Sein Plan war fertig. In dem Gebüsche versteckt, konnte er von dem Jäger, zumal in dessen hastigem Laufe, schwerlich früher entdeckt werden, als bis derselbe den Steg überschritten hatte. Unmittelbar an diesen reichte das versteckende Gebüsch. Im Augenblicke des Ueberschreitens wollte er über ihn herfallen. Sah der Mensch ihn aber früher, so sollte die drohende Büchse und, wenn zuletzt kein andrer Ausweg bliebe, die Anwendung derselben das ihrige thun. Das Gewehr im Arm stand er auf der Lauer.

Jetzt aber sollte es anders kommen, als er gedacht hatte.

Der Jäger eilte ohne Aufenthalt bis an den Steg; in dem Augenblicke aber, als er auf diesen seinen Fuß setzen wollte, hörte er hinter sich ein Geräusch. Er blieb stehen und drehte sich um. Von der Treppe des Pavillons flog der Graf Arnstein herunter, in gerader Richtung nach dem Stege hin. Augenscheinlich wollte er, den zweiten Jäger erblickend, dem Geigenfritz zu Hülfe kommen, den er mit mehrern im Kampfe glaubte.

Auch der Plan des Jägers schien schnell fertig, als er den Grafen sah. Die Büchse gespannt, blieb er ruhig stehen.

Als der Graf auf etwa zehn Schritte an ihn herangekommen war, rief er ihm ein lautes: Halt, oder ich schieße! entgegen. Zugleich rief er mit lauterer Stimme: Halloh hier! offenbar, um seinen Cameraden herbeizurufen.

Der Graf stand überrascht. Er war in der That in einer bedenklichen Lage. Ein Schritt vorwärts und der Mensch war im Stande, ihm eine Kugel in den Kopf zu jagen. Er sah zweifelhaft umher. Es war kein Gegenstand in der Nähe, der ihn schützen konnte. Auch den Geigenfritz sah er nicht, den sein Blick suchen mochte. Er richtete fest das Auge auf den Jäger. Sollte er auf ihn losgehen? Sollte er dem Schusse entgegenstürzen? Sollte er es darauf ankommen lassen, daß die Kugel fehl gehe oder ihm das Gehirn durchbohre?

Es war zwar anders gekommen, als der Geigenfritz gedacht hatte, aber die veränderten Umstände fanden ihn nicht rathlos. Im Gegentheile, er wußte sie rasch zu benutzen. So wie der Jäger sich von ihm abgewandt und das Gewehr auf den Grafen angelegt hatte, warf er eilends seine Büchse fort und war mit einem Satze auf dem Steg, mit dem

zweiten bei dem Jäger. Ein gleichzeitiger Griff der kräftigen Faust in den Nacken des Jägers warf diesen zu Boden, bevor er einmal die Gefahr, die ihm von hinten drohte, hatte ahnen können.

Nun aber auch ganz ruhig, mein vortrefflicher Jägersmann, sagte der Geigenfritz freundlich ermahnend zu dem am Boden Liegenden, indem er das Gewehr ihm aus der Hand riß und es in das Gras warf.

Der Jäger machte gute Miene zu bösem Spiel. Was sollte er anders? Daß Gewalt gegen die riesige Kraft des braunen Mannes vergeblich war, fühlte er an dem Gewicht der Hände, die ihn fest hielten. Zum Ueberfluß war der Graf da.

Der Graf nahte.

Was fangen wir mit dem Burschen an? fragte ihn der Geigenfritz. Der Andre liegt dort geknebelt. Er zeigte auf das Gebüsch jenseits des Steges.

Ich denke, antwortete der Graf, wir binden auch diesen, entfernen uns dann und schicken ein Billet ins Schloß, um das Schicksal der beiden Menschen zu melden, damit sie hier nicht verunglücken.

Das letztere ist später noch früh genug, erwiederte der Geigenfritz.

Er band mit großer Ruhe dem Jäger Arme und Beine zusammen.

Dann hob er zu ihm an: Jetzt, Camerad, werde ich einmal Deinen Beichtvater machen. — Vorher, Herr, wandte er ſich an den Grafen zurück, nehmen Sie dort die Büchſe auf und auch die zweite, die in jenem Gebüſche liegt. Man muß auf alle Fälle bedacht ſein.

Der Graf holte beide Gewehre herbei, Eins behielt er, das zweite legte der Geigenfritz ſich zur Seite, daß er es in jedem Augenblicke zur Hand hatte.

Nun, Camerad, wie Viele von Euch Schuften liegen hier auf der Lauer?

Der Jäger ſchwieg.

Ach, das Wort Schuft hat vielleicht Deinen Beifall nicht. Wie viele Gehülfen haſt Du zu Deinem heutigen edlen Waidwerke?

Der Jäger ſchwieg verſtockt.

Camerad, übernimm nicht die undankbare Rolle des Märtyrers. Sieh, Freund, ich muß mir denken, daß es dem Leben des Herrn da und vielleicht auch dem meinigen gilt und unſer beider Leben iſt mir wenigſtens ſo viel werth, als das Deinige. Du wirſt Dich alſo überzeugen, daß ich nicht ſpaße.

Er zog ein breites Meſſer hervor.

Der Blick des Jägers wurde minder frech. Die Argumente des Mannes, in deſſen Gewalt er war,

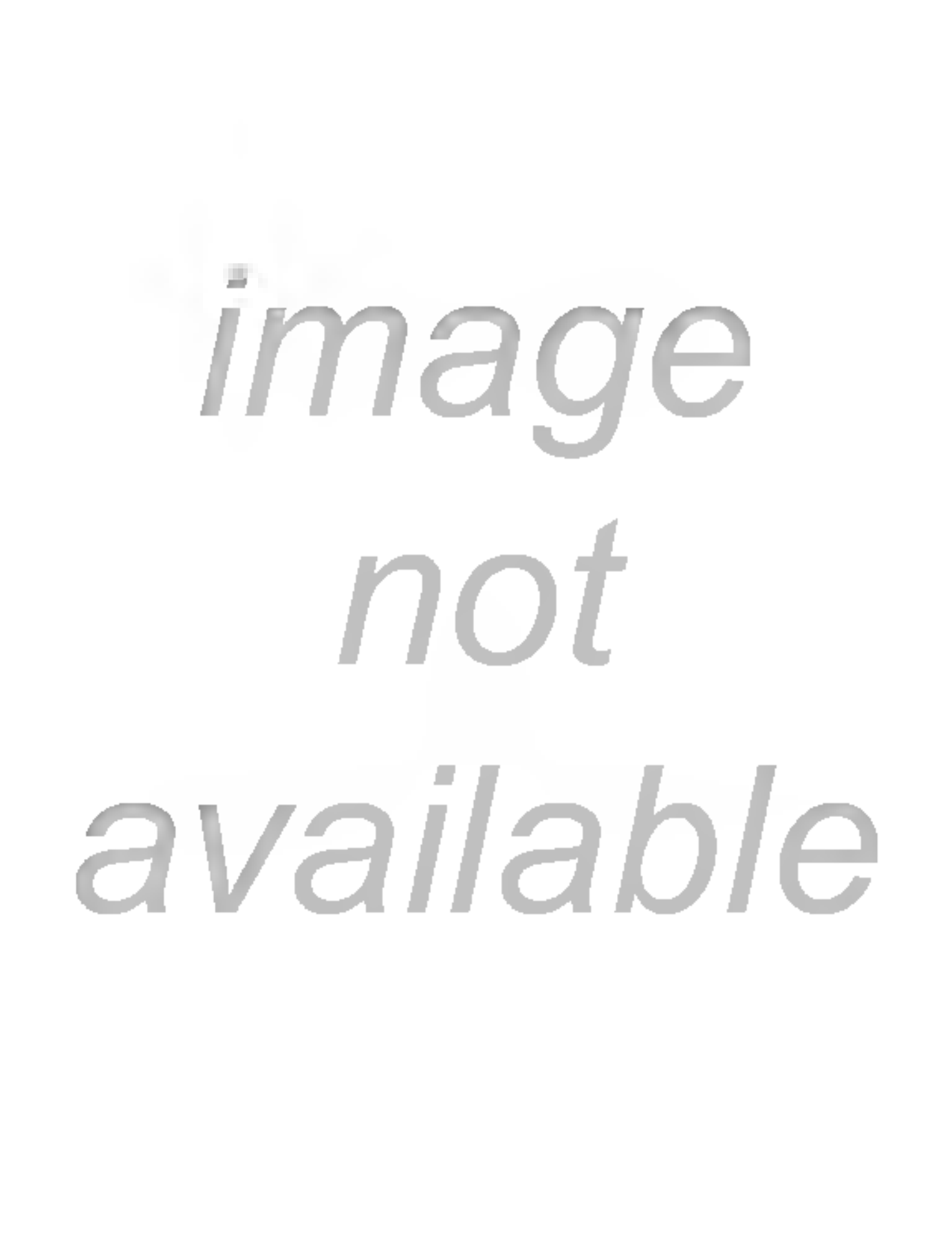
image
not
available

Laſſen Sie uns gehen, ſagte er zu dem Grafen. Auf alle Fälle iſt Vorſicht am beſten, ſetzte er hinzu, indem er beide Gewehre nahm und ſie in das Waſſer des Grabens warf.

Sie gingen. Der Geigenfritz ſchritt mit ſeinen langen Beinen vorauf. Der Graf konnte ihm kaum folgen. Er lenkte ſeine Schritte nach der Lindenallee hin, in dieſer aber in einer dem Schloſſe entgegengeſetzten Richtung weiter.

Wohin führſt Du mich? fragte der Graf.

Sie wollen wol zum Schloſſe zurück, um ſich von einem andern Schurken greifen zu laſſen?

Er ſchien verdrießlich zu ſein.

Zum Schloſſe möchte ich, antwortete der Graf, aber nicht zu dieſem Zweck, ſondern um von dem braven Caſtellan Abſchied zu nehmen.

Herr, fuhr der Geigenfritz zornig heraus, heute iſt es nicht richtig mit Ihnen. Wer, zum Satan, führte Sie vorhin gradezu in den Lauf des Gewehrs jenes Hallunken?

Ich ſollte Dich wol allein laſſen in der Gefahr, in dem Kampfe mit Zweien?

Herr Eduard, um mich bekümmern Sie ſich künftig nicht mehr, wenn Sie nicht wollen, daß ich ein für allemal meine Hände gänzlich von Ihnen abziehe.

Je ernſthafter er die Worte ſprach, deſto mehr nöthigten ſie dem Grafen ein Lächeln ab.

Laß es gut ſein, Alter, ſagte er. Aergere Dich nicht wieder. Der Aerger ſcheint Deine Sinne abzuſtumpfen, ſonſt wäre ich wol nicht der erſte, der dort unſren Freund Schrader ankommen ſieht.

Das hat man davon! brummte der Geigenfritz.

Schrader bog wirklich in die Allee ein in der Richtung nach dem chineſiſchen Pavillon.

Er wurde angerufen. Man vereinigte ſich mit ihm.

Ich fürchtete ſchon, Sie nicht zu treffen, ſagte Schrader zu dem Grafen. In Ihrem Dorfe iſt große Aufregung. Das Volk zieht in Maſſe gegen das Schloß. Es ſtieg in mir ein Gedanke auf, als wenn Sie damit in Verbindung ſtänden. Meine Gedanken waren, wie ich ſehe, zu ängſtlich. — Sie müſſen ſofort mit mir. Ich bringe entſcheidende Nachrichten.

Welcher Art?

Daß die Geſuchten leben, auch Ihr Vater, und alle Drei in der Feſtung aufbewahrt werden, wird Ihnen unſer Freund, der Geigenfritz berichtet haben.

Ich habe es von ihm erfahren. Und meine Gattin —?

Leider haben wir von ihr noch immer keine Nachricht. Ich verzichte indeß nicht darauf, in näch-

ſter Zeit über ihr Schickſal etwas zu erfahren. Ich komme von der Feſtung her, Alles iſt dort zu einem Handſtreiche vorbereitet.

Zur Befreiung der Gefangenen?

Zu ihrer Befreiung. Auf Morgen. Die kleine Anna Hammer, eben ſo muthig als klug, hat ſich, nach der Anweiſung des alten Schelmen da — er zeigte auf den Geigenfritz — in Beſitz eines Wachsabdrucks zu den Schlüſſeln des äußeren Feſtungsthores zu ſetzen gewußt. Sie hat mir ihn ausgehändigt. Ein Nachſchlüſſel wird danach gearbeitet und noch heute fertig werden. Morgen iſt der Geburtstag des Commandanten, er wird in der Feſtung gefeiert, die alten Soldaten pflegen dabei zu trinken wie alte Soldaten. Morgen Abend machen wir einen Ueberfall. Die Garniſon beſteht in dieſem Augenblicke aus kaum dreihundert Mann, darunter ſind Kranke und Invaliden. Der Nachſchlüſſel öffnet uns das Thor. Mit unſeren Freunden habe ich fünfhundert bewaffnete und entſchloſſene Männer zuſammengebracht. Von dieſen überrumpelt, wird die ſchwache, wein- und ſchlaftrunkene Beſatzung ſich nicht lange halten können. Die Gefangenen werden bald unſer ſein.

Der Graf Arnſtein hatte nachdenklich zugehört.

Ich bedaure, erwiederte er, als Schrader geendigt

hatte, auf Ihren Plan meinerseits nicht eingehen zu können.

Ich bin gekommen, um Sie abzuholen. Man erwartet Sie.

Ich muß mich ihm sogar entschieden widersetzen.

Der Befreiung Ihres Vaters? In der That, ich begreife Sie nicht.

Ihr Plan scheint mir einerseits schlecht berechnet. Der Ueberfall einer Festung, zumal mit einem irregulairen, nicht kampfgeübten Haufen, ist stets bedenklich. Der geringste Umstand, auf den man nicht gerechnet hat, kann ihn zum Scheitern bringen und mich dünkt, Sie haben auf viele Umstände nicht gerechnet.

Ich zweifle. Wir kennen die Localität sehr genau und haben alles berechnet. Ich habe nur für nöthig erachtet, Ihnen die allgemeinsten Umrisse mitzutheilen.

Abgesehen hiervon, ich werde, zumal dem zweifelhaften Erfolge gegenüber, nicht darin willigen, daß Hunderte von Menschen unglücklich gemacht werden. Die Befreiung der armen Gefangenen muß in andrer Weise gelingen als durch einen zweifelhaften, jedenfalls aber blutigen Kampf.

Nach unserem Plane, bei der Ueberrumpelung, kann nur wenig Blut fließen.

Gleichviel. Sollte auch nur ein einziges Menſchenleben geopfert werden, ich würde es mir nicht verzeihen.

Freund, nur nicht ſentimental! — Ohne Kampf kein Sieg! Ohne Blutvergießen kein Kampf! Nach Ihren ſentimentalen Ideen müßte ein geknechtetes Volk ewig in der Sklaverei liegen.

Wir wollen darüber jetzt nicht ſtreiten, ich will Ihnen dagegen ferner die endloſen Verfolgungen gegen die Männer, die uns ihre Kräfte leihen, zur Erwägung geben. Wir retten uns ins Ausland; ſie bleiben.

Dieſe Sorge macht Ihnen Ehre, ſie iſt aber unnöthig. Meine Leute ſind größtentheils Schmuggler, wie das vortreffliche Steuerabſperrungs-Syſtem der deutſchen Regierungen ſie in Unzahl an den Gränzen anzuhäufen pflegt. Sie wachſen über Nacht aus den Wäldern und Höhlen, in denen ſie am Morgen ſpurlos wieder verſchwunden ſind.

So bedenken Sie zuletzt die arme Anna Hammer. Wie wäre es mir möglich, dieſes hingebende, aufopfernde Kind einer Gefahr auszuſetzen, in die Ihr Plan ſie nothwendig hineinwerfen muß! — Ich beſchwöre Sie, lieber Schrader, von Ihrem unglücklichen Vorhaben abzuſtehen.

Es iſt zu ſpät! Alles iſt vorbereitet, auch die Gefangenen.

Und ſie haben eingewilligt?

Das Mädchen ſagt es.

So kennen ſie die Gefahr, die wahre Lage der Dinge nicht. Das edle Kind hat ſie getäuſcht. Ich beſchwöre Sie nochmals, geben Sie Ihren Plan auf.

Es iſt zu ſpät, lieber Arnſtein.

Schieben Sie ihn wenigſtens auf, nur um Einen Tag.

Was ſollte der Eine Tag?

Viel! Ich habe einen anderen Plan, hoffentlich einen ſicherern, jedenfalls einen unblutigen. Sein Gelingen muß ſich bis morgen ausweiſen.

Können Sie mir Ihren Plan mittheilen?

Ich bedaure, nein.

Graf Arnſtein, habe ich Ihr Mißtrauen verdient?

Meine Ehre verbietet mir, ihn mitzutheilen. Vertrauen Sie mir.

Ich vertraue Ihnen. Durchkreuzen ſich unſere Pläne? Macht die Ausführung des meinigen den Ihrigen unmöglich?

Der Eine ſteht dem Anderen nicht im Wege.

So kann der meinige nicht zurückgenommen werden. Schlägt der Eine fehl, ſo wird der Andere

gelingen. Beide werden ſie nicht ſcheitern. Ich kehre zurück. Wohin gehen Sie?

Zur Reſidenz.

Zur Reſidenz?

Dort iſt heute Revolution, warf wie erläuternd der Geigenfritz hin.

Sie wollen ſich doch nicht dabei betheiligen?

Erklären Sie ſich deutlicher über Ihre Frage.

Die Zeit für deutſche Revolutionen, oder vielmehr für eine deutſche Revolution, iſt noch nicht da. Selbſt für Frankreich ſind, fürchte ich, die drei Julitage zu früh gekommen. Die Intrigue hat geſiegt. In dem Herzoge von Orleans wird nur eine andere Perſon, eine etwas veränderte Form, aber kein anderes Syſtem der Regierung auf den Thron geſtiegen ſein. In Deutſchland iſt die Ausſicht für eine Revolution noch troſtloſer; ſie iſt zur Zeit geradezu unmöglich. Wir können nur Straßenerzeſſe, nur Straßenkrawalle des Straßenpöbels erwarten. So auch in unſerer Reſidenz. In ſolche Exzeſſe dürfen ſich nicht Männer hineinwerfen, die für das Vaterland, für die Freiheit ſich möglich erhalten wollen und müſſen. — Das der Sinn meiner Frage.

Sie dürfen hiernach für mich unbeſorgt ſein. Ich werde mich nicht in einen zweckloſen Gaſſenaufruhr hineinwerfen. Mein Plan geht ſeinen eigenen,

geſonderten Weg. Wenn ich den Steg benutze, der ſchon da liegt, um mich über das Waſſer zu führen, ſo werden Sie, namentlich von Ihrem Standpunkte, das natürlich finden.

Ich begreife das vollkommen.

So leben Sie wohl.

Wo treffen wir uns?

Der Graf ſann nach.

Wohin werden Sie Ihre Richtung nehmen, wenn Ihr Plan gelingt? fragte er.

Nach Paris.

Wir treffen uns entweder morgen in der Feſtung oder in acht Tagen in Paris. Mißglückt Ihr Unternehmen, ſo bleibt Alles wie bisher und ich komme zu Ihnen. — Noch eins, beſtellen Sie mir auf Ihren Namen zu morgen Relaispferde, auf den Stationen zwiſchen hier und der Feſtung.

Es wird geſchehen.

Wohin wirſt Du Dich wenden, Geigenfritz?

Herr, erwiederte der lange Mann, der ſeit einigen Minuten aufmerkſamer als vorher, die Ohren in die Ferne hinausgeſpitzt hatte, das hängt von dem ab, was drüben am Schloſſe vorgeht.

Obwol die drei Redenden während ihrer Unterhaltung ſich von dem Schloſſe immer mehr entfernt halten, ſo hatten ſie dennoch ein Geräuſch, das aus

der Richtung des Schloſſes kam, immer deutlicher vernehmen können. Es war ein verworrenes Gemiſch von Rufen und Schreien und mitunter von einem Getöſe, als wenn klirrende Waffen ſich begegneten.

Ich glaube, fuhr der Geigenfritz fort, nachdem er einige Sekunden ſtill geſtanden, um beſſer hören zu können, ich glaube, dort gibt es etwas für mich zu thun. Herr Schrader, beſtellen Sie Relaispferde für zwei Reiter. — Herr Eduard, ſo Gott will, bin ich heute Abend in der Reſidenz bei Ihnen.

Er verließ die Beiden, die ſich gleich darauf ebenfalls trennten. —

Mit weiten Schritten und großen Sätzen eilte der Geigenfritz durch Wege und Alleen, durch Gebüſche und Unkraut in geradeſter Richtung auf das Schloß zu.

Hier wogte der Bauernaufſtand. An vier bis fünfhundert Menſchen waren auf dem Schloßhofe verſammelt, alt und jung, Herr und Knecht, die ganze Gemeinde. Die Männer waren bewaffnet mit Büchſen, Flinten, Säbeln, Picken, Senſen, Aexten, die Weiber und Kinder ſtanden im Hintergrunde.

Das Schloß wurde belagert. Die Thüren waren verſchloſſen, die Fenſterläden zugemacht, die

Freitreppe vor der Wohnung des Amtsdroſten war von den zwanzig Dragonern beſetzt. Zwiſchen dieſen und den Bauern war zur Zeit noch ein Zwiſchenraum. In demſelben hielt der commandirende Wachtmeiſter, ihm gegenüber ſtanden die Wortführer der Bauern. Sie ſchienen mit dem Wachtmeiſter zu unterhandeln, das Geſchrei der Umſtehenden übertäubte aber ihre Worte.

Nieder mit den Soldaten! Reißt ſie vom Pferde! Stürmt das Haus! rief es von allen Seiten.

Wir wollen unſer Recht haben! Fort mit dem Blutſauger! Jagt das ganze Amt fort! ſchrieen andere Stimmen dazwiſchen.

Säbel und Senſen und Aexte und Piken wurden drohend aneinandergeſchlagen.

Die Wortführer in der Mitte ermahnten zur Ruhe und Ordnung. Es half nur auf Augenblicke.

Legt Feuer an, riefen wieder andere Stimmen, verbrennt das ganze Neſt mit den Ratten drinnen.

Sie ſehen, ſagte Einer der Redner in der Mitte zu dem Wachtmeiſter, die Ungeduld wächſt. Je ungeduldiger die Leute werden, deſto unbändiger werden ſie. Verweigern Sie uns nicht länger den Eingang. Nur wir vier wollen hinein zu dem Droſten, um ihm vernünftige Vorſtellungen zu machen. Jetzt können wir noch für Ordnung und Mäßigung ein-

ſtehen, in einigen Minuten nicht mehr. Sie mit Ihren Leuten ſind dann die Erſten, an denen die Wuth ſich ausläßt.

Das muß der Soldat auf ſolchem Poſten erwarten, ſagte der Wachtmeiſter.

Auch das Gebäude mit ſeinen Bewohnern iſt alsdann nicht mehr zu retten. Sie müſſen das einſehen, Sie zerſtören hier, anſtatt zu ſchützen, wenn Sie noch länger zögern.

Ein Unteroffizier ritt aus der Fronte an den Wachtmeiſter heran und ſprach leiſe mit ihm. Der zweite Unteroffizier des Commandos wurde herbeigerufen. Die drei ſchienen Kriegsrath zu halten.

Die Deputation kann paſſiren! ſagte nach einiger Zeit der Berathung der Wachtmeiſter.

Die Deputation wurde in das Schloß eingelaſſen. Auf der Freitreppe ermahnte Einer derſelben das Volk zur Ruhe bis zu ihrer Rückkehr.

Es trat augenblickliche Stille ein.

Nach zehn Minuten kehrten die Deputirten zurück, theils mit verlegenem Geſichte, theils lachend.

Das ganze Neſt iſt ausgeflogen! rief Einer. Alle haben ſich durch die Hinterthüre davon gemacht, der Amtsdroſt, der Actuarius, der Vogt, die Executoren, Alles.

In die Amtsſtube! Verbrennt die Papiere! Die Regiſter! Die Urbarien! Die Lügenprotokolle!

Keine Gewalt, rief der Redner von der Freitreppe. Man ſoll nicht von uns ſagen, daß wir wie Räuber und Mordbrenner gehandelt hätten; wir wollen nur unſer Recht.

Der Haufe ſtand zögernd, verlegen.

Wie hier, ſo geht es allenthalben im Lande, ſagte der Geigenfritz zu einigen angeſehenen Bauern, in deren Nähe er ſich geſtellt hatte, überall unterdrücken die Beamten den Bauern.

Und das darf nicht länger geduldet werden. Der Franzoſe hat ſeine Freiheit, wir wollen auch unſre Freiheit, unſer Recht haben.

Das Land muß aufſtehen, fuhr der Geigenfritz fort. In der Reſidenz ſind ſie auch geſtern Abend aufgeſtanden, ich komme daher. Heute begegneten mir ſchon von allen Seiten bewaffnete Zuzüge. Man muß die Miniſter zwingen, daß ſie das Volk nicht länger unterdrücken, oder man muß ſie wegjagen. Das ganze Land muß nach der Reſidenz ziehen; dort iſt der Sitz des Uebels.

Der Mann hat Recht, man muß die Miniſter abſetzen; die ſind Schuld an Allem, die ſchlechten Räthe des Landesherrn.

Nach der Reſidenz! ſchrien Andere lauter.

Man muß die Sturmglocke läuten, ſagte der Geigenfritz, von Dorf zu Dorf, in allen Gemeinden. Alles muß hin!

Auf den Thurm! ſchrien die Stimmen. Zieht die Sturmglocke!

Schickt Boten in die Nachbarſchaft! riefen Andere.

Fort, fort nach der Reſidenz!

Die Soldaten waren bald noch allein auf dem weiten Platze. Es war nichts mehr für ſie zu thun. Der Wachtmeiſter commandirte: Abmarſchirt!

Er hatte das Schlachtfeld behauptet.

Der Geigenfritz ließ ſie Alle an ſich vorüberziehen, Bauern und Soldaten, Weiber und Kinder.

So ſchafft man Zuzug! ſagte er.

Pah, ſetzte er hinzu, das Volk iſt wie die Kinder oder wie Butter oder was man ſonſt will, weich und lenkſam und knetſam und gutmüthig zum Exzeß! Und das will eine Revolution machen?

Er zuckte verächtlich die Oberlippe.

Aber wer wird auch hartherzig ſein? fuhr er nach einer Pauſe wie mit Selbſtironie fort.

Er wandte ſeine Schritte in den Park, nach dem chineſiſchen Pavillon.

Lumpenpack! ſagte er im Gehen, und doch zu

gut, um das Opfer eines ſolchen Tumults zu werden.

Er zerſchnitt die Feſſeln des Einen der beiden Jäger.

Sei Du Deinem Cameraden der Samaritaner wie ich Dir!

Er war verſchwunden, bevor der Befreite ſich beſinnen konnte.

XI.

Die Revolution — ?

Laubfrosch, der erste Kammerdiener des regieren-Herrn, war pensionirter Kammerdiener des hochseligen Herrn geworden. Nach dessen ausdrücklichem Befehle hatte er seinen vollen Gehalt als Pension und seine Dienstwohnung im Schlosse behalten. Weiter war ihm aber auch nichts von seiner Größe übrig geblieben. Mit der Bedienung hatte er den Einfluß verloren.

Es war Abend. Er saß in seinem hell erleuchteten und nicht viel geringer als fürstlich eingerichteten Zimmer. — Warum sollte sein Zimmer schlechter eingerichtet sein? Hatte er doch vielleicht mehr das Land regiert als der regierende Fürst!

Eine fast funfzigjährige Gewohnheit läßt sich mit Einem Male nicht abstreifen. Laubfrosch saß in seiner Stube völlig angekleidet, wie in früherer Zeit

in dem Vorzimmer seines Herrn. Er saß da in dem feinen, schwarzen Frack, in den seidenen Beinkleidern, den seidenen Strümpfen, der weißen Atlasweste, der weißen Halsbinde. Auch die kleinen Schnallen an den Schuhen und die Orden auf der Brust fehlten nicht.

Die alte Würde, der alte Humor schienen aber zu fehlen. Das greise Haupt fiel matt auf die Brust hinunter, das Auge sah betrübt vor sich hin.

Er war allein in dem prunkendem Gemache. In demselben war es still, man hörte nur die manchmal harmonischen, manchmal verworrrenen Schläge mehrerer Wand- und Pendeluhren, die, kostbare Geschenke und Zeugen früherer Huld, umher standen und hingen.

Aus der Entfernung drang durch das verschlossene Fenster dann und wann bald schwächer, bald lauter, der Ton manchmal einzelner, manchmal vieler Menschenstimmen. Sie schienen von der Straße her herauf zu tönen. Genau war es nicht zu unterscheiden, denn das Zimmer des Kammerdieners lag nach einem der innern Höfe des Schlosses.

Es klopfte leicht und leise an der Thür. Sie wurde aufgemacht, bevor der Kammerdiener Zeit hatte, ein Herein zu rufen.

Ein anderer alter Mann trat ein, auch eine ge-

fallene Größe, seitdem er nicht mehr Bediente eines Herrn war, der Fürst Brodi.

Guten Abend, alter Camerad!

Guten Abend, Durchlaucht! Ich verzweifelte schon, Sie heute zu sehen. Sie kommen spät.

Hältst Du es für so gefährlich hier im Schlosse?

Ich fürchte das Volk so wenig wie Sie?

Ei, ei, mein Freund, wer sagt Dir, daß ich das Volk nicht fürchte? Ich fürchte nur das Volk, blos das Volk, und immer wieder nur das Volk.

Sie scherzen wieder!

Gott behüte mich vor solchen Scherzen.

Glauben Sie denn in der That, daß das Schreien und Singen und Lärmen da unten auf der Straße den Thron hier oben im Schlosse umstürzen könne?

Heute noch nicht, auch morgen noch nicht, auch in acht Tagen und acht Wochen noch nicht, ob aber nicht in acht Jahren? die Frage möchte ich Dir heute nicht so unbedingt verneinen. Rufe Dir einmal Deine Erlebnisse am hiesigen Hofe ins Gedächtniß zurück. Ist es heute noch wie vor funfzig Jahren?

Leider ist es anders.

Leider! Ist es also besser oder schlechter geworden?

Schlechter, Durchlaucht, viel schlechter, und es wird noch alle Tage schlechter. Ihnen darf ich es sagen, es ist ja eine Heidenwirthschaft hier. Die

ſchlechteſten Perſonen regieren, von der Frau von Horberg an bis zu dem Kammerdiener hinunter. Die verdienten, in Ehren ergrauten Männer werden Einer nach dem Anderen fortgeſchickt. Neue Geſichter und wahre Spitzbubengeſichter tauchen täglich aus aller Welt Enden auf. Ein Geld iſt ſchon verſchwendet in der kurzen Zeit des neuen Regiments, daß man meinen ſollte, in den Kaſſen ſei kein Kreuzer mehr.

Siehſt Du! Die Welt wird zwar ſagen, ich und Du ſeien ein paar alte Knaben und daneben ein paar alte ausrangirte Hofbediente, wir ſähen die Sachen ſchwarz an, wenn ſie auch weiß ſeien —

Alle Welt ſpricht ſo, Durchlaucht, ich habe eine andere Stimme noch nicht gehört.

Ah, alle Welt, meinſt Du?

Alle Welt; ich ſehe viele Leute.

Nun, alter Knabe, wenn alle Welt ſo ſpricht, wenn das Volk das ſchlechte Regiment einſieht, wenn das Regiment der Throne hier alſo wirklich auf ſchlechtem Grunde ſteht, wie willſt Du denn, daß er nicht einmal erſchüttert und in einer ſchönen Nacht umgeworfen werden könnte?

Durchlaucht, die Throne fallen ſo leicht nicht um, ſie ſtehen unter einer höheren, ſchützenden Hand.

Ah, ah, von Gottes Gnaden! Du haſt von

dem hochſeligen Herrn profitirt, wie ich merke. — Er war ein gläubiges Gemüth. Es iſt ein hübſches Wort: von Gottes Gnaden, aber nur ſo lange wie auch das Volk daran glaubt; der Glaube der Fürſten allein thut's nicht.

Der alte Kammerdiener lächelte zum erſten Male. Ich ſollte meinen, ſagte er, das Volk müſſe daran glauben, ſo lange die Fürſten nur wollen. Sie haben ja Alles, um dieſen Glauben lebendig zu machen, Soldaten, Polizei, Gerichte und ſo weiter.

Sehr wahr, mein würdiger Freund, und unſere Fürſten gebrauchen dieſe Hülfsmittel zu dem ſeligmachenden Glauben mit Geſchick und mit Nachdruck, doch wir haben ein gemeines, aber verzweifelt wahres Sprichwort, das heißt: Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht. Begreifſt Du das?

Verſtehen Sie unter dem Kruge jene Hülfsmittel zum Glauben, wie Sie dieſe nennen?

Getroffen.

Wer ſollte dieſen Krug dann zerbrechen?

Ei, wer zerbricht die Krüge, die zum Brunnen gehen? Bald iſt es das Alter, bald der Träger des Krugs, bald — man hat Beiſpiele — bald iſt es das Waſſer ſelbſt.

Nun, die Fürſten werden ihre Armeen und Beamten nicht gegen ſich ſelber hetzen!

Wer weiß!

Vom Alter ſprechen Sie auch? Das begreife ich nicht. Wenn Sie aber unter dem Waſſer das Volk verſtehen, ſo müſſen Sie mir, der mehr mit Waſſer und Krügen zu thun gehabt hat, als Sie, ſchon zugeben, daß das unſchuldige Waſſer ſobald keinem Kruge etwas zu Leide thut.

So nimm alle drei Factoren des Zerbrechens zuſammen; die Krüge zerbrechen doch nun einmal in der Welt. Hätte ich die Gabe, Worte tiefer Weisheit zu ſprechen, wie unſer Oberſt Reuter, ich würde ſagen, dazu ſind ſie da.

Meinetwegen, nur mit Ihrem Volke bleiben Sie mir fort! Dieſe Gaſſenbuben werden nun und nimmer einen Thron wankend machen.

Nicht ſo vermeſſen, alter Freund! Wer einen Thron fertig machen und halten kann, der kann ihn auch wol einmal wieder einſchlagen.

Was heißt das?

Der alte Kammerdiener verſtand ihn nicht.

Du mußt doch wiſſen, wer die Throne macht? fragte der Fürſt.

Wer ſollte ſie machen? Nach dem Hausgeſetze ſetzt der Regent ſich ſelbſt auf den Thron.

Auf den fertigen, aber wer hat ihn für ihn fertig gemacht?

Nun, das Hausgeſetz!

Geſprochen, wie ein deutſcher Profeſſor des Staatsrechts nicht weiſer ſprechen könnte, allein wer hat das Hausgeſetz gemacht?

Nun, ich denke, ſagte der Kammerdiener etwas verlegen, der erſte Regent, der den Staat ſchaffte.

Wiederum vortrefflich geantwortet, aber Du kannſt nicht einmal ein Brot kneten ohne Teig. Wie kann denn ein Fürſt ſo ohne Weiteres einen Staat zuſammenkneten?

Er hat ja ſeine Unterthanen.

Unterthanen! Richtig! Die Unterthanen machen den Staat. Sie ſind es aber auch, die das Volk machen und alſo auch den Thron. Und wenn ſie eines ſchönen Tages aufhören, Unterthanen zu ſein, ſo kann es kommen, daß auch der Thron auf etwas ſehr wankendem Grunde ſteht. Doch, ich glaube, das verſtehſt Du nicht.

In dem Corridor vor dem Zimmer des Kammerdieners wurde ein raſcher, ſtarker Schritt laut. Er hielt vor der Thüre an, die gleich darauf, ohne ein vorheriges Anmelden von Seiten des Beſuchenden, aufgeriſſen wurde.

Der kleine Kammerdiener, als penſionirter Kammerdiener doppelt empfindlich und eiferſüchtig auf ſeine Würde und ſeine Rechte, ſprang zornig auf.

Das Wort: Unverschämtheit schwebte auf seinen Lippen. Er unterdrückte es zwar, als er den Eintretenden erkannte, aber einen freundlichen Blick trug er diesem nicht entgegen.

Es war ein Adjutant des Fürsten.

Der Offizier schritt ohne Weitres auf den Fürsten Brodi zu.

Ich suche Euer Durchlaucht.

Ah, Herr von Wangenheim, erwiederte der Fürst; Sie sind ein eben so glücklicher wie feiner Hofmann.

Wenn der zweite Theil dieses Compliments nicht besser zutrifft als der erste, so kann ich Euer Durchlaucht für das Ganze nicht dankbar sein.

Sie nennen es kein Glück, mich hier zu finden?

Allerdings; ich bin sehr glücklich, zumal da ich im dringenden Auftrage —

Sehen Sie? Da nun aber dieses Glück blos eine Folge Ihres feinen, richtigen Gefühls ist, das Ihnen sagte, Sie würden zwei verbannte Freunde gerade in diesem Asyl zusammentreffen —

Durchlaucht irren. Ich war in Ihrem Hotel, dort wurde ich hierher gewiesen.

Ach, verzeihen Sie mir den Irrthum. Man wird alt. Das Alter stumpft ab. Es ist wahrlich ein falscher Satz, der den Irrthum der Jugend vindicirt. Aber Sie sind nicht glücklich gewesen auf Ihrer

Verfolgung meiner Spur? Ich bedaure. Sie haben doch keinen Unfall erlitten?

Ich war nur ein wenig in Lebensgefahr. Die Volksmaſſen, die bisher zerſtreut in den Straßen umherzogen, haben ſich ſeit einer halben Stunde vor dem Schloſſe concentrirt. Alle Eingänge ſind beſetzt. Der Schloßhof iſt angefüllt von der ſchreienden und tobenden Maſſe. Ich konnte nur durch ein Hinterpförtchen auf die Straße gelangen und wurde alsbald erkannt. Anfangs verhöhnte man mich nur, bald drohte man mir, zuletzt wollten Einige mich ergreifen, andre hielten ſie zurück. Der Streit, der darüber entſtand, rettete mich.

So wurde der Adjutant des Fürſten behandelt?

Macht die Canaille einen Unterſchied? Aber die Rache wird nicht ausbleiben. Ich hoffe, der Herr läßt auf der Stelle zwiſchen das Geſindel kartätſchen und es auseinander jagen.

Sie ſehen alſo keine Gefahr?

Gefahr? Pah! Gefahr von ſolchem jämmerlichen, zuſammengelaufnen Geſindel?

Aber das Volk ſoll heute bewaffnet ſein. Schon geſtern hatten manche Haufen ſich mit Waffen verſehen.

Gegen unſer Militair werden auch die bewaffneten Rotten keinen Stand halten.

Ich freue mich, dieſen Muth bei Ihnen zu finden. Haben Sie die Gewogenheit, in dieſem Sinne ferner zu ſprechen. Ich habe vom Fürſten den Befehl, Sie zu der Conferenz einzuladen, zu der Seine Hoheit in ihrem Cabinete ſämmtliche Generale und Miniſter befohlen haben. Man iſt bereits verſammelt und Sie werden erwartet.

Mich ſollen Sie dazu einladen?

Zu dieſem Zwecke habe ich Euer Durchlaucht aufgeſucht.

Mich? Wäre das kein Irrthum? —

Durchlaucht, Sie werden mir in ſo einfacher Sache kein Mißverſtändniß zutrauen. Darf ich bitten, Sie gleich zu Seiner Hoheit führen zu dürfen?

Seine Hoheit haben zu befehlen. — Freund Laubfroſch, lebe wohl. Vielleicht wirſt auch Du wieder activ. Es ſind jetzt wunderliche Zeiten. Siehſt Du, was das Volk vermag?

Er entfernte ſich mit dem Adjutanten. Die weitläufigen Treppen und Corridors führten ſie zu dem Cabinete des Landesherrn.

Die höchſten Chefs der Civil- und Militairverwaltung waren um den Fürſten verſammelt. Ein paar jetzt penſionirte Räthe des verſtorbnen Regenten waren unter ihnen.

Die feine, leiſe und ſäuſelnde Stille der Fürſten-

ſalons herrſchte auch in dieſer Stunde der Gefahr, wenn aber auch dieſe nicht vielleicht allſeitig anerkannt wurde, doch mindeſtens der allgemein nicht verkannten Bedrängniß, in dem Cabinete. Den Fürſten umſtanden ſeine hohen Diener in ehrerbietigſter Haltung.

Ein alter General hatte das Wort. Der gute Mann ſprach gutgemeinte, allgemeine Sätze über das Glück der Fürſten, getreue und gehorſame Unterthanen zu haben und über das Unglück der Völker, die es nicht erkennen wollten, daß auch ihr höchſtes Glück in dem blinden Gehorſame der Unterthanen beſtehe. Er ſprach etwas langweilig; keiner hörte ihm mit rechter Aufmerkſamkeit zu, Jeder ſchien nur an das zu denken, was er gleich zu der allgemeinen Berathung beitragen werde. Auch der Fürſt ſah mit einer Miene vor ſich hin, die verrieth, daß ſeine Gedanken ganz anderswo als bei den Worten des Redners waren.

Der Fürſt Brodi, der mit dem Adjutanten leiſe und unbemerkt eingetreten war, hatte während der Rede Zeit zu Betrachtungen und Bemerkungen.

Nachdem ſein kluges Auge die Anweſenden gemuſtert hatte, ſagte er für ſich:

Schlimme Vorbedeutung! Keine Jugend hier! Nur das Alter vertreten! Da ſieht man nichts als

dürre, vertrocknete Geſtalten, alte, abgelebte Geſichter, ehrwürdige, graue Häupter. Keine Jugend! Keine Friſche! Gehört denn dem Alter das Leben, die Zeit? Er allein, um deſſen Schickſal, um deſſen Thron es ſich handelt, iſt jung. Und doch wie alt! Wie gekrümmt der Rücken! Wie abgelebt das fahle Geſicht! Wie alt und todt die Nerven! Das dünne Haar auf dem Scheitel können ſie ihm nicht einmal mehr feſthalten! Und die wollen auf das Leben Anſpruch machen! Die wollen ihrer Zeit die Richtung geben! Die wollen regieren! Paĥ! —

Der alte General hatte ausgeredet. Der Adjutant trat zu dem Monarchen, um die Ausrichtung des ihm gewordnen Befehls und die Ankunft des Fürſten Brodi zu melden.

Der Fürſt Brodi folgte ihm. Der Landesherr reichte herablaſſend ſeine Hand den Fürſten entgegen. Der alte Diener beugte ſich über ſie und küßte ſie.

Du biſt pünktlich, mein alter Freund, ſagte der Regent. Habe Dank dafür. Meine Räthe meinen, es herrſche Gefahr und da war meine Meinung, daß ich in der Gefahr eines ſo vielfach bewährten Rathes, wie des Deinigen, nicht entbehren dürfe.

Hoheit halten zu Gnaden, nahm ein langer, dürrer, vornehmer Mann das Wort, der jüngſte unter den anweſenden Räthen, dem Alter wie auch viel-

leicht dem Dienſte nach, allein die Gunſt des neuen Regenten hatte den Präſidenten von Eilenthal raſch zum Premierminiſter erhoben. Er ergriff, den Landesherrn beinahe unterbrechend, raſcher das Wort, als der Hofanſtand es vielleicht erlaubt hätte. Es ſchien jedoch nicht bemerkt zu werden. — Hoheit halten zu Gnaden; ich meinerſeits muß mir die unterthänigſte Bemerkung erlauben, daß ich keine Gefahr zu erkennen vermag und mich auch in dieſem Sinne ausgeſprochen habe.

Sie haben das, lieber Eilenthal. Deſto mehr andre Stimmen waren andrer Meinung. Was iſt Deine Anſicht von dieſem Aufruhr, lieber Brodi?

Wollen Hoheit die Gnade haben, mich au fait zu ſetzen. In meiner Zurückgezogenheit gehen die Begebenheiten des Tages ſo entfernt an mir vorüber, daß ich kaum eine ſehr äußerliche, mangelhafte Kunde davon erhalte.

Alter Spitzbube! ſagte der Monarch leiſe. Laut aber ſprach er: Die Unruhen des Pöbels in der Reſidenz ſeit einigen Abenden werden Dir nicht entgangen ſein. Sie gingen vorüber. Der heutige Abend droht ernſter zu werden. Das Volk umlagert in Maſſe das Schloß und hat die öffentlichen Gebäude beſetzt. —

Hoheit wollen gnädigst verzeihen, nicht besetzt! unterbrach ein alter General den Landesherrn.

Dieser wollte auffahren, schien sich aber rasch eines Andren zu besinnen und sagte fast freundlich zu dem Offizier: Tragen Sie vor, lieber General, Sie kennen als Commandant die Verhältnisse am genauesten.

Der Commandant der Residenz trat vor. — Die Truppenmasse in der Residenz besteht augenblicklich aus etwas mehr als fünftausend Mann, etwa viertausend Mann Infanterie und tausend Mann Cavallerie. Außerdem ist die Artillerie da und ein Theil des Genies. Von den Truppen haben zweitausend Mann Infanterie das Schloß gegen jedes Eindringen besetzt. Dreitausend Mann sind in den Casernen consignirt. Das Zeughaus ist von der Artillerie besetzt. Die gewöhnlichen Wachen sind bezogen und zwar verdoppelt. Sämmtliche Truppen sind mit ausreichender Munition versehen. Ihnen gegenüber stehen von Aufrührern etwa zehn bis zwölftausend Mann, fast alle sind bewaffnet, allerdings in größter Anzahl nur mit Aexten, Beilen, Sensen und dergleichen Werkzeuge. Ein großer Theil aber ist wohl organisirt. Sie sind in Compagnien und Bataillone abgetheilt, mit Büchsen, Musketen und Seitengewehr versehen und, da sie meist in der

Armee gedient haben, gut disciplinirt. Die organisirten Corps sind bis jetzt noch durch alle Theile der Stadt vertheilt, namentlich dort, wo sich öffentliche Gebäude befinden. Sie haben diese nicht besetzt, sie umlagern sie aber; so besonders auch das Zeughaus und die Casernen. Vielleicht an tausend Mann sind auf dem Schloßplatze aufgestellt. In welcher Absicht, ist in der That zur Zeit kaum zu errathen. Es scheint manchmal fast, als wollten sie Exzesse des auf dem Schloßplatze zahlreich versammelten Pöbels verhüten. Ueberhaupt scheint ein großer Theil der Bewegung von einem einheitlichen Punkte auszugehen und von einer sicheren und umsichtigen Hand geleitet zu werden. Gerade das muß Besorgniß erwecken.

Und um welche Frage handelt es sich jetzt? fragte der Fürst Brodi.

In diesem Augenblicke ist die Frage die, ob das Militair aus den Casernen hervorbrechen, die Straßen säubern, und so bis zum Schlosse vordringen, hier aber in Gemeinschaft mit der in dem Schlosse befindlichen Mannschaft und unter Beihülfe der erforderlichen Artillerie mit Einem kräftigen Schlage den ganzen Aufruhr ersticken soll.

Mich dünkt, sagte der Fürst Brodi, die nächste

Frage dürfte die ſein, was der Grund und Zweck dieſes Aufruhrs iſt.

Der erſte Miniſter Herr von Eilenthal erwiederte: Den Grund ſuchen Sie einfach in dieſen unglücklichen Pariſer Julitagen, in dem verderblichen Beiſpiele, das darin überhaupt liegt, und in der Nachahmungsſucht des Deutſchen, wohl eigentlich aber des deutſchen Reſidenzpöbels insbeſondere.

Sehr wahr, ſehr wahr! unterbrach ihn mit Lebhaftigkeit der Monarch.

Und der Zweck? fragte der Fürſt Brodi.

Weiß der wahnſinnige Pöbel von einem Zwecke? ſagte der Miniſter.

Vergeſſen Sie nicht, Excellenz, bemerkte ihm der Fürſt Brodi, daß wir ſo eben noch aus beſter und authentiſcher Quelle von einer Organiſirung, von einer feſten und umſichtigen Leitung des Aufſtandes gehört haben; wer ſo mit Bewußtſein handelt, der hat auch ſeinen beſtimmten und bewußten Zweck.

Der erſte Miniſter wurde etwas verlegen. — Der Landesherr ſah fragend uud mit dem ſchlecht verhehlten Ausdrucke der Beſorgniß die Umſtehenden an. Keiner antwortete dem alten Fürſten.

Ich muß meine Frage wiederholen, ſagte dieſer ruhig. Iſt Niemand bei Euer Hoheit geweſen, um beſtimmte Wünſche oder Bitten vorzutragen?

Keiner!

Sind an das Staatsministerium keine Anträge gelangt, keine Beschwerden?

Das Volk, erwiederte der Herr von Eilenthal, ist stets unruhig und hat stets Beschwerden; wer wird sie beachten? Wollte man sie als Symptom des Aufruhrs und der Revolution ansehen, so müßte man Aufruhr und Revolution für permanent erklären.

Ich fürchte das in der That!

Was fürchten Euer Durchlaucht?

Daß Aufruhr und Revolution so lange permanent sein werden, als Beschwerden und Bitten der Völker ungehört bleiben. — Doch das gehört heute nicht hierher. Ich muß um Verzeihung bitten, wenn ich nochmals auf meine Frage zurückkomme. Sie geht dahin, ob denn gar kein bestimmtes Verlangen des Volkes in Beziehung auf die gegenwärtigen Unruhen ausgesprochen ist? Hat man unter den Aufrührern selbst nicht einmal bestimmte, wiederkehrende Ausrufe gehört?

Sie lauten allgemein, erwiederte der Herr von Eilenthal. Man schreit nach Volksrechten und nach einer Verfassung.

Je verlegener der erste Minister wurde, desto unbarmherziger wurde der Eigensinn des alten Fürsten.

So abſtract pflegt die Maſſe des Volkes nicht zu ſein, ſagte er, ſie hält zunächſt immer an etwas Concretem feſt, das ihr das Abſtracte repräſentirt. Die Sache iſt ſonderbar.

Ein General nahm, wiewohl etwas ſchüchtern, das Wort. Man ruft allerdings einige Namen, die mißliebig zu ſein ſcheinen, ſagte er.

Der Monarch horchte auf.

Der Fürſt Brodi ſchien überraſcht. Ach, darf ich fragen, welche?

Der meinige wird genannt ſein; wandte der erſte Miniſter ſich an ſeinen Herrn. Die treueſten Diener der Fürſten haben in Zeiten der Unruhe ſtets das Schickſal die erſten Verfolgten zu ſein.

Das wäre ein Name! Die anderen?

Niemand antwortete dem alten, ſchlauen Hofmanne. Es war, als wenn Alle ſich vor einer Falle fürchteten, in die er ſie hineinlocken wolle. Man ſah verlegen vor ſich nieder, man wagte nicht einmal, einander anzuſehen. Es entſtand eine ſehr peinliche Stille. Nur zwei Paar Augen blickten in dem Kreiſe umher, mit dem Blicke einer überlegenen, etwas boshaften Ruhe die des Fürſten Brodi, mit Aengſtlichkeit und zugleich mit Mißtrauen die des regierenden Fürſten.

Der Commandant der Reſidenz ſchien den meiſten Muth zu beſitzen. Mit feſter Stimme ſägte er nach einer Pauſe: Der Pöbel verlangt die Entfernung der Frau von Horberg.

In dem Geſichte des Monarchen zuckte es heftig! Die Verlegenheit der Räthe ſteigerte ſich.

Der Fürſt Brodi wandte ſich mit unerſchütterlicher Ruhe an den Regenten: Was gedenken Euer Hoheit zu thun?

Ich hatte Dich um Deinen Rath gebeten.

Mein Rath iſt einfach.

Es erfolgte bei dieſen Worten eine lautloſe Stille. Der alte Mann galt mehr als ein bloßer Hofmann. Er hatte ſeit einer langen Reihe von Jahren das unbedingte Vertrauen des verſtorbenen Monarchen beſeſſen. Manche der Anweſenden waren von ihrer Jugend an gewohnt geweſen, ſeine Sprüche als Orakelſprüche zu betrachten. Er hatte in der That ſtets einen ſcharfen, tiefen und umſichtigen Blick gezeigt. Sein Weſen war noch jetzt das einer bewußten, dennoch nicht anmaßlichen Ueberlegenheit.

Selbſt der Monarch achtete mit Spannung auf ſeine Worte.

Er fuhr fort: Das Volk darf ſich niemals anmaßen, in die Umgebung ſeines Fürſten mit Proſcriptionsliſten zu treten.

Der Fürſt athmete leichter; auch der Herr von Eilenthal.

Und Dein Rath?

In der That, Hoheit, nach allem ſcheint es mir noch nicht an der Zeit zu ſein, einen beſtimmten Entſchluß zu faſſen. Der Aufſtand wird nach einem Plane geleitet. Er hat alſo, ich wiederhole es, einen beſtimmten Zweck. Dieſer muß erſt ausgeſprochen ſein, bevor ein Entſchluß zu faſſen iſt. Er wird ſchon ausgeſprochen werden. Man ſende nach den Behörden der Stadt, das iſt mein einziger Rath für dieſen Augenblick.

Die ſtädtiſchen Behörden haben ſich ſeit einer Stunde geflüchtet, nahm der Polizeiminiſter das Wort.

Das iſt bedenklich, ſagte der Fürſt Brodi.

Der Monarch aber fuhr auf: Warum ſagt man mir das jetzt erſt?

Ich hatte kein Gewicht darauf gelegt, entſchuldigte ſich der Miniſter.

Darf ich fragen, was der Grund dieſer Flucht iſt?

Der Pöbel hat ſie zwingen wollen, Seiner Hoheit in einer Audienz die ſogenannten Wünſche des Volks vorzutragen.

Alſo doch Wünſche! Und der Magiſtrat hat ſie nicht vortragen wollen? Ei, ei!

Sie mögen eben deshalb wahnſinnig genug geweſen ſein, bemerkte etwas höhniſch der Miniſter, ich kenne ſie nicht.

Man ſchicke, fuhr der Fürſt Brodi fort, zu den angeſehneren, ruhigeren Bürgern und beſcheide ſie hierher in das Schloß. Sie werden Auskunft ertheilen; man wird ſich mit ihnen beſprechen. Es wird dadurch Zweierlei gewonnen: zuerſt, daß das Volk ſich ſofort einſtweilen beruhigen wird —, ſchon die natürliche Neugierde wird die Maſſe feſſeln —, ſodann, daß die hier mit Huld und Vertrauen aufgenommenen angeſehenen Bürger bei ihrer Rückkehr nicht ohne Wirkung zur Ruhe ermahnen werden. Ich hoffe, dadurch wird der ganze Aufſtand unterdrückt werden.

Der Regent ſah fragend ſeinen erſten Miniſter an.

Würde ein ſolcher Schritt nicht Schwäche verrathen? warf der Herr von Eilenthal ein.

Er wurde unterbrochen durch die Ankunft eines Offiziers, der ſo militairiſch raſch und ungeſtüm eintrat, daß unwillkürlich alle nach ihm unblickten.

Ich melde, trat der Offizier auf den Monarchen zu, daß ſo eben unten auf der Schloßwache von allen Seiten übereinſtimmende Nachrichten eintreffen, wonach die bewaffneten Volkshaufen faſt gleichzeitig die ſämmtlichen von ihnen bisher cernirten Caſernen verlaſſen und auf das Schloß losrücken.

Gleichzeitig? fragte der Commandant.

Faſt gleichzeitig. Man hört in der That von mehreren Seiten herannahenden Trommelſchlag.

Ein bedenkliches Symptom! ſagte der Fürſt Brodi. Ein neues Zeichen einer umſichtigen Leitung, mithin eines bewußten Plans.

Militairiſch, nahm der Commandant das Wort, finde ich den Umſtand durchaus nicht bedenklich. Im Gegentheil, wir ſchließen auf ſolche Weiſe die Maſſen ein. Im Schloſſe ſind zweitauſend Mann. Ich laſſe von allen Seiten die Regimenter nachrücken und den Schloßplatz umzingeln. Die Artillerie iſt vollſtändig in unſeren Händen, ich laſſe ſie alle Eingänge zu dem Platze mit Kanonen ſperren und ſehe ſo durchaus keine Gefahr.

Der Fürſt Brodi fragte den Offizier: Wie verhält ſich das Volk in der Umgebung des Schloſſes?

Seit einer Viertelſtunde merklich ruhiger.

Der alte Fürſt ſchüttelte den Kopf.

Was iſt Deine Meinung? fragte ihn der Monarch, der ſeine Bewegungen nicht aus dem Auge verloren hatte.

Haben Euer Hoheit die Gnade, nach einigen Bürgern zu ſchicken, zum Beiſpiel nach dem Banquier Wendland, dem Kürſchnermeiſter Horn. Die

Herren Miniſter werden noch einige Namen hinzufügen können.

Die zuverſichtlichen Worte des Commandanten hatten ſchnell eine andere Stimmung hervorgebracht.

Gevatter Schneider und Handſchuhmacher! murmelte halb laut einer der Generale.

Der erſte Miniſter ſagte: Ich bin gegen ein ſolches Unterhandeln, ich bin überhaupt gegen ein Unterhandeln, ſo lange man die Macht hat. Der Schwache transigirt, der Starke ſchreibt Geſetze vor. Hoheit, wir ſtehen in dieſem Augenblicke auf einem entſcheidenden Punkte. Es kommt darauf an, ob Sie das Volk Ihnen und Ihrem Throne gegenüber als eine Macht, mit der Sie unterhandeln, anerkennen oder ob Sie Ihre Herrſcherrechte wahren wollen. Es muß ſich jetzt entſcheiden, ob Volk oder Fürſt auf dem Thron ſitzen ſollen.

Die Augen der Räthe der Krone leuchteten bei dieſen mit Feuer geſprochenen Worte. Man hätte ein Bravo gerufen, wenn Alter und Anſtand es erlaubt hätten. Am meiſten ergriffen wurde der Monarch. Kein Zeichen der Angſt oder Beſorgniß war mehr in ſeinem Geſichte, ein lebhaftes Roth färbte die eingefallenen, ſonſt ſo bleichen Wangen.

Auf den Thron meiner Väter ſoll ſich nie der Pöbel ſetzen! rief er mit Entſchloſſenheit.

Ein Gemurmel des Beifalls durchlief den Saal. — Der Herr von Eilenthal nahm die Hand des Landesherrn und küßte sie.

Ergreifen Sie Ihre Maßregeln, fuhr der Fürst, zu dem Commandanten gewendet, fort, ertheilen Sie Ihre Befehle. Lassen Sie nur, bevor Gewalt gebraucht wird, durch dreimaligen Trommelschlag zum Auseinandergehen auffordern.

Der Commandant entfernte sich.

Ich will kein unnützes Blutvergießen, sagte der Fürst weiter, ich liebe meine Unterthanen. Man muß auch die Verirrten schonen, aber nie darf man Schwäche zeigen. Dem Gesetze muß die Achtung verschafft werden.

Die Räthe der Krone verbeugten sich beifällig.

Der Fürst Brodi hatte sich in ein Fenster zurückgezogen. Er schien zu fühlen, daß er und sein Rath überflüssig geworden seien.

Die Fenster des fürstlichen Cabinets führten auf den freien Schloßhof. Sie lagen im zweiten Stock und waren mit dichten Vorhängen versehen. Dies mochte der Grund sein, daß man in dem Zimmer von dem Getöse auf dem Platze nur wenig vernahm. In der That war dieses auch, wenigstens während der Anwesenheit des Fürsten Brodi, ein geringes gewesen. Seit einigen Minuten war es sogar fast

ſtill unten. Nur aus der Ferne hörte man das Wirbeln von Trommeln, das ſich zu nahen ſchien. Auf dem Platze wurde es immer ſtiller. Auf einmal wurde ein über den ganzen Platz bis in die nächſten Straßen ſich hinziehendes Schreien aus tauſend und tauſend Kehlen laut. Es klang wie ein Freuden-, wie ein Hurrah-Geſchrei. In dem Cabinete des Fürſten wurde man aufmerkſam. Gleich darauf trat ein Kammerherr ein.

Er meldete: Am Schloßportale ſteht eine Deputation von Bürgern, die um Audienz bei Euer Hoheit bittet. Der wachthabende Offizier erwartet Befehle, ob er ſie einlaſſen oder zurückweiſen ſoll.

Das Auge des Fürſten glitt doch fragend über den Herrn von Eilenthal hin nach dem Fürſten Brodi.

Meine freilich unvorgreifliche Anſicht ſteht feſt: Keine Unterhandlung! ſagte der erſte Miniſter.

Der Fürſt Brodi trat vor. Ich beſchwöre Euer Hoheit, die Deputation nicht zurückzuweiſen.

Man kann ſie ja hören, bemerkte der alte Juſtizminiſter. Anhören iſt noch kein Unterhandeln.

Der Ausweg des Rechtsmanns ſchien auch dem Fürſten ein willkommner Ausweg zu ſein.

Die Deputation iſt einzulaſſen, befahl er. Freilich ruhte dabei ſein Blick fragend auf dem erſten Mi-

niſter. Dieſer verbeugte ſich, zum Zeichen daß er nicht widerſpreche.

Der Kammerherr entfernte ſich.

Nach einigen Minuten erſchien die Deputation. An ihrer Spitze ging ein Geiſtlicher von ehrwürdigem Ausſehen. Ihm folgten Männer des mittleren Bürgerſtandes', kräftige, kernige Männer aus dem kräftigen Kerne des Volkes.

Die Umgebung des Fürſten ordnete ſich bei ihrem Erſcheinen in einen ehrfurchtsvollen Halbzirkel um den Landesherrn. Dieſer ſtand da im vollen Stolze der bewußten Herrſcherwürde.

Sie kommen ſpät zu mir, meine Herren, ſagte er, wenn Sie im Namen der Bürgerſchaft kommen.

Der Geiſtliche nahm das Wort. Wir kommen, ſagte er ernſt und würdig, im Namen und im Auftrage der getreuen Bürger der Reſidenz Euer Hoheit. Die Bürgerſchaft der Reſidenz hat ſtets die Geſinnung des ganzen Landes vertreten. Wir glauben daher nicht zu irren, wenn wir ausſprechen, daß wir zugleich im Namen des ganzen Landes hier an den Stufen des Thrones erſcheinen.

Und was wünſcht das von Ihnen vertretene Land von mir? fragte der Fürſt nicht ohne Hohn.

Hoheit, in dem deutſchen Volke, auch in dem Lande, das Euer Hoheit als ſeinen Regenten ver-

ehrt, haben schon seit Jahren Wünsche sich ausgesprochen, gerechte Wünsche, zumal gegenüber den Verheißungen, welche die Fürsten selbst dem Volke ertheilt haben, nachdem das Volk in den Freiheitskriegen sein Gut und sein Leben dargebracht hatte, um die Throne seiner Fürsten wieder zu befestigen. Die Wünsche wurden um so lauter, je weniger das Volk Anstalten sah, jene Verheißungen zu erfüllen. Sie sind in neuester Zeit zur Unzufriedenheit gesteigert, zu einer Unzufriedenheit, die, wenn sie nicht bald gestillt wird, Ausbrüche befürchten läßt. Wir stehen in der Residenz heute vor, wenn nicht an einem solchen Ausbruche. Die Unzufriedenheit ist eine allgemeine; sie ist in die untersten Schichten der Bevölkerung gedrungen. Sie macht sich in verschiedener Weise Luft. Die bewußtlosere Menge greift nach dem ihr Nächsten. Sie proscribirte Namen, aber sie begreift darunter das System. Der einsichtige Theil verlangt einfach sein Recht, Erfüllung der Verheißungen; er verlangt, daß das Recht des Volkes anerkannt werde und daß demnach die deutsche Bundesacte für das deutsche Volk endlich eine Wahrheit werde. Wir nahen uns Euer Hoheit mit der Bitte, Ihrem Lande schleunigst eine Verfassung zu ertheilen. Haben Euer Hoheit die Gnade, heute Ihr Volk mit diesem Versprechen zu beglücken und

im Augenblick wird jeder andere Ruf verſtummen, es werden alle jene drohenden Maſſen ſich zerſtreuen und die Bewegung des Landes wird mit einem Jubel und Segen für den Landesherrn endigen.

Der Redner trat beſcheiden einen Schritt zurück.

Sind Sie fertig? fragte der Fürſt ſehr vornehm.

Der Geiſtliche verbeugte ſich ſchweigend.

Ich habe Sie ruhig ausreden laſſen, um alle Ihre Wünſche kennen zu zu lernen. Meine Antwort iſt kurz. Ihnen, einem Geiſtlichen, kann es nicht unbekannt ſein, daß alle Obrigkeit von Gott ſtammt. Von Gott trage ich meinen Thron zu Lehn, nur ihm bin ich Rechenſchaft ſchuldig. Nur gegen ihn und gegen mein Gewiſſen habe ich Verpflichtungen. Zu dieſen Verpflichtungen gehört Unterdrückung jeden Aufruhrs. Mein iſt die Beurtheilung, wann es an der Zeit und für das Wohl meines Volkes erſprießlich iſt, die Verheißungen zu-erfüllen, an denen auch mein in Gott ruhender Großvater großmüthig Theil genommen hat. Mit Aufrührern kann ich nicht unterhandeln, ich kann ſie nur züchtigen. Sagen Sie das Ihren Committenten.

Auch er wollte nach dieſen Worten zurücktreten in den Kreis ſeiner Räthe.

Der Geiſtliche ſchritt raſch wieder vor.

Wol, ſagte er, hat die Vorſehung die Throne und die Fürſten hoch geſtellt, aber dennoch bleiben die Throne nur Menſchenwerk und die Fürſten bleiben Menſchen und der Menſch bleibt ewig dem Irrthume unterworfen. Am wenigſten mag der einzelne Menſch ſich unterfangen zu ſagen, daß er die Wahrheit entdeckt habe. Die Wahrheit, was der Menſch als Wahrheit zu erkennen vermag, der Geiſt Gottes, ſo weit er in den Geiſt des Menſchen eindringen und aus ihm wieder ausſtrömen kann, darf nur in dem gefunden werden, was Alle gemeinſam als Wahrheit anerkennen, Alle außer denen, die ſich ihm vorſätzlich verſchließen. In dem geſammten deutſchen Volke herrſcht nur die Eine Ueberzeugung, daß das, was ihm verheißen worden, erfüllt werden muß, längſt hätte erfüllt werden müſſen. Geben Euer Hoheit den Bitten Ihres Volkes Gehör!

Ich kenne keine Bitten, entgegnete der Monarch, die mit Drohungen vorgebracht, die auf der Fahne des Aufruhrs getragen werden. Sie ſind entlaſſen, ſetzte er mit einer faſt abwehrenden Bewegung der Hand hinzu.

Hoheit, ſagte einer von den Bürgern, die bisher in ehrerbietiger Beſcheidenheit hinter dem Geiſtlichen geſtanden hatten, laſſen Sie uns nicht ſo gehen. Glauben Sie einem ſchlichten Bürger; es gibt ein

großes Unglück, wenn Sie uns mit solchem Bescheide entlassen wollen. Gewähren Sie dem Lande, was recht und billig ist, worauf es schon so lange hat warten müssen. Sie erwerben sich unser Aller Dank. Sie sparen Blutvergießen. Man kann immer nicht wissen, was entstehen kann, wenn der Aufruhr einmal losgelassen ist.

Sie hören es, meine Herren, wandte sich der Fürst an seine Räthe, man bedroht mich in meinem eigenen Zimmer. — Zu dem Deputirten sich zurückwendend, sprach er kurz und befehlend: Sie haben meinen Bescheid. Der Empörung werde ich nie nachgeben.

Noch einmal trat der Geistliche vor und beugte ein Knie vor dem Landesherrn. Ich habe bisher nur vor Gott im Gebete gekniet, sagte er mit feierlicher Stimme. Wenn ich in diesem Augenblicke zu Ihren Füßen liege, mein gnädigster Fürst, so geschieht es für das Heil vieler Menschen. Mein Fürst, geben Sie der besseren Stimme in Ihrer Brust Gehör, rufen Sie nicht den Kampf des Bruders mit dem Bruder hervor, lassen Sie kein Bürgerblut fließen. —

Welch lächerlicher Wahnsinn! unterbrach ihn der Fürst. Das Volk will mich zwingen, meine Rechte aufzugeben, der Pöbel will mich in meinem eigenen

Schloſſe überfallen und dann will man mir vorwerfen, ich hätte den Kampf provocirt. Schicken Sie Ihre rebelliſchen Haufen nach Hauſe, zu Frau und Kind, wohin ſie gehören. Verſtehen Sie, Herr Geiſtlicher, Herr Diener des Friedens? Fort mit Ihnen!

Er war bisher kalt und ruhig geweſen. Die letzten Worte ſprach er mit großer Heftigkeit; er ſchien, wie man das öfter bei leidenſchaftlichen, aber ſchwachen Menſchen findet, ohne äußere Veranlaſſung, blos durch ſeine eigenen Worte ſich in Eifer geredet zu haben, denn mit ſteigendem Zorne fuhr er fort: Ich bin bisher gutmüthig geweſen, ich habe Nachſicht geübt; das Volk verdient es nicht, nur Züchtigung gebührt ihm. Ich habe die Gewalt, man ſoll ſie fühlen.

Er wandte ſich an einen der Generale: Der Commandant ſoll keinen Augenblick mehr zögern. Eilen Sie, bringen Sie ihm meine Befehle! Er ſoll auf der Stelle vorrücken mit der geſammten Truppenmacht, er ſoll nicht ſchonen, ich befehle es.

Die Worte überſtürzten ſich faſt. Aus ſeinem Geſichte hatte der Zorn den letzten Blutstropfen entfernt. Er zitterte heftig.

Seine Räthe zitterten mit ihm; ſie ahnten nicht, daß es Zeit ſein könne, für ihn zu zittern.

Der Geistliche war aufgestanden, die Deputation entfernte sich.

Der Fürst ging mit großen, heftigen Schritten in dem Cabinete auf und ab. Die Räthe wichen fast scheu vor ihm auf die Seite. Keiner sprach ein Wort. Die Lippen des Fürsten zuckten, als wenn er lebhaft in sich hineinrede. Die Räthe wagten nicht einander anzusehen, geschweige mit einander zu sprechen; sie standen unbeweglich, mit bleichem Gesichte, mit ausdruckloſem Auge. Der Zorn der Fürsten wirkt magisch auf ihre Diener. Nur die Augen des Fürsten Brodi bewegten sich, er musterte ein Gesicht nach dem anderen und sah dann gleichgültig nach der Uhr, aber auch er war stumm.

Man hörte in dem Gemache nur die Schritte des Fürsten. Auch unten auf dem Schloßplatze war die Stille noch nicht wieder unterbrochen worden.

Auf einmal schien es jedoch vor dem Schlosse lebendiger zu werden. Es entstand ein Geräusch draußen, als wenn großes Gedränge sich erhöbe und viele Stimmen angelegentlich zusammen sprächen. Dies dauerte einige Minuten. Man konnte durch die fest verschlossenen und verhangenen Fenster Einzelnes nicht unterscheiden. Wahrscheinlich war in diesem Augenblicke die Deputation der Bürger aus dem Schlosse zurückgekehrt und es entstand um sie

das Gedränge, um den Beſcheid zu vernehmen, den ſie bringe. Dies wurde dadurch deſto wahrſcheinlicher, daß gleich darauf, von dem Schloßportale ausgehend, ein immer lauter und ſtärker ertönendes Rufen und Schreien von vielen tauſend Stimmen den ganzen weiten Platz erfüllte. Es war nicht anders, als wenn alle Leidenſchaften des unten verſammelten Volkes, Haß, Zorn, Wuth, Rache in dem furchtbarſten Schrei ſich endlos entfeſſelt hätten.

Die Lippen des Monarchen zuckten heftiger; in ſeinen Augen leuchtete ein Glanz, von dem ſie vielleicht lange nicht belebt geweſen waren. Er mäßigte ſeine Schritte, um zu horchen.

Dem Schreien unten folgte bald eine Stille; dann der Ton einzelner lauter Stimmen, ähnlich dem Commando der Offiziere vor den Reihen der Bataillone und Regimenter. Regelmäßiger Marſch großer Haufen wurde hierauf hörbar. Er nahte ſich den Mauern des Schloſſes.

Der Fürſt wurde ungeduldig. Sein Schritt wurde wieder heftiger. Er wandte ſich raſch an den Adjutanten.

Wiederholen Sie meine Befehle, Wangenheim. Die Truppen ſollen *ſofort* anrücken. Sie ſollen auf der Stelle ihre Schuldigkeit thun. Sie müßten ſchon längſt hier ſein.

Der Adjutant eilte fort.

Er hatte kaum das Zimmer verlaſſen, als aus der Ferne von mehreren Seiten Trommelſchlag laut wurde. Die Trommeln kamen raſch dem Schloßplatze näher. Ihr Gewirbel wurde auf dieſem unmittelbar an den Mauern des Schloſſes erwiedert. Laute Commandoſtimme begleiteten es. Gleichzeitig hörte man das ſchwere Stampfen von Roſſen, die ſich nahten.

Es entſtand ein furchtbarer Lärm auf allen Theilen des Platzes. Das Gewirbel der Trommeln, die Signale der Hörner, die ſchrillen Töne der Trompeten, das Raſſeln der Waffen, das Stampfen und Wiehern der Pferde, das Commandorufen der Befehlshaber, das Schreien Tauſender von Stimmen, alles machte ein ſo furchtbares Getöſe, daß die Fenſter in dem Gemache des Fürſten davon erbebten.

Der Fürſt eilte an eins der Fenſter. Er riß die Vorhänge auseinander, um auf den Platz zu blicken. Es war ein unheilvoller Anblick, den die blanken Spiegelſcheiben auf den großen Platz vor dem Schloſſe gewährten.

Der Himmel hing voll ſchwarzer Wolken. Der Abend war dunkel, aber Tauſende von Pechfackeln beleuchteten mit ihrem rothen Scheine den Schloßplatz. Das Licht war trübe, das ſie umherwarfen.

Gleich grauenvollen Riesen spiegelten sich darin die Giebel und Dächer der Häuser, die den Platz umgaben, in denen nicht der leiseste Schimmer eines Lichts zu sehen war. Grauenvoller spiegelte sich darin das Gewühl auf dem Platze selbst. Der ganze Raum war wie besäet mit Menschen. Den Umkreis bis weit nach der Mitte zu hielten geordnete Haufen und Reihen Bewaffneter besetzt, dem Schlosse gegenüber das Militair, theils Cavallerie, theils Infanterie, dichter und zahlreicher auf der Seite des Schlosses die verschiednen Corps der Bürger. Die Mitte war angefüllt von jenen unglücklichen, stets feigen und doch stets in die Gefahr und das Verderben rennenden Sklaven der Neugierde, die man bei dem geringsten Auflaufe wie bei der blutigsten Revolution findet.

Gerade als der Fürst den Fenstervorhang öffnete, sah man die Cavallerie von allen Seiten in raschem Trabe auf die Mitte des Platzes zustürzen. Die geschwungnen Säbel blitzten in dem Scheine der Pechfackeln. Der Tumult, der unter den wehrlosen Menschen, meist Weibern und Kindern, entstand, läßt sich nicht beschreiben. Alles suchte der Schärfe der Klingen, den Hufen der Rosse zu entrinnen, alles floh nach allen Seiten, ohne Ordnung, ohne Besinnung in das dichteste Gedränge, in die schärf-

ſten Klingen, unter die ſchwerſten Hufe. Das Geſchrei der Unglücklichen zerriß das Ohr. Dennoch, trotz aller Verwirrung, trotz des Drängens und Stoßens, trotz des Fallens und Stürzens, trotz Tod und Verwundung war nach wenigen Minuten der Platz nur noch von den bewaffneten Männern des Militairs und des Volkes eingenommen.

Sie ſtanden einander gegenüber. die Reihen der Soldaten auf der einen, die der Bürger, des Volks, auf der andren Seite. Ein ſchmaler Zwiſchenraum von wenigen Schritten trennte ſie, die Bewohner Eines Landes, Eines Volkes, Väter, Söhne, Brüder, Freunde, Nachbarn. Der blutige Bürgerkrieg ſollte entbrennen.

Eine augenblickliche Stille herrſchte auf dem Platze, faſt eine Todtenſtille.

Auch in dem Cabinete des Fürſten war es ſtill; man hörte nur den lauten, heftigen Athem des Landesherrn, des „Landesvaters," deſſen „Kinder" da draußen einander den Tod drohten.

Ha! rief der Monarch, den Athem anhaltend.

Gebt Feuer! ertönte draußen eine helle und laute Commandoſtimme.

Feuer! Drauf! entgegnete ein andres Commando.

Das entſetzliche Feuergekrach der Gewehre erſchütterte den Palaſt des Fürſten.

Um Gotteswillen, Hoheit, rief herbeistürzend mit ängstlicher Stimme der Minister von Eilenthal, exponiren Sie nicht Ihr kostbares Leben! Wie leicht kann eine verrätherische Kugel durch diese Scheiben —

Der arme Mann schien so ängstlich besorgt zu sein um das Leben seines Herrn, daß er den Satz nicht vollenden konnte. Er warf sich mit der ganzen Länge seines Körpers zwischen das Fenster und den Fürsten und zog diesen in die Mitte des Gemaches.

Dem Donner der mörderischen Gewehre war auf dem Platze ein furchtbares Geschrei gefolgt. Es war an der einen Stelle ein lautes Jauchzen, an der andren ein schauerliches Schmerzgeheul oder ein Schreien und Toben der Wuth und der Rache. Dann trat wieder plötzlich jene fürchterliche Todtenstille ein. Nur in weitrer Ferne hörte man das Aufschreien einzelner Stimmen, wahrscheinlich derer, die vorhin von dem Platze versprengt waren.

In dasselbe mischte sich plötzlich das schwer und dumpf die Luft durchzitternde Geläute der Sturmglokken auf allen Thürmen der Residenz. Es erschallte gleichzeitig, als wenn es bis auf die Sekunde wäre verabredet worden. Der Eindruck war um so tiefer.

Das Auge des Fürsten hatte bei dem Loskrachen der Gewehrsalven sich von neuem belebt. Er riß

ſich von dem Miniſter los, ohne auf deſſen Beſorgniß zu achten.

Endlich! rief er und ſeine Schritte, mit denen er das Zimmer durchmaß, wurden wieder raſcher, heftiger.

Bei den Schlägen der Glocken hielt er ſie an.

Sie wollen Hülfe herbeirufen! ſagte er, für einen Augenblick erblaſſend. Mögen ſie. Meine tapfren Soldaten werden ſie begrüßen!

Der Adjutant von Wangenheim kehrte zurück. Er meldete: Die Salve hat gewirkt. Ganze Bataillone der Aufrührer, wenn man ihre Haufen ſo nennen darf, verlaſſen den Platz. In kurzer Friſt wird das Schloß frei ſein.

Brav! erwiederte der Fürſt. Rapportiren Sie mir alle fünf Minuten.

Der Adjutant entfernte ſich wieder.

Von dem Platze her vernahm man lautes, verworrenes Commandiren der Führer, Marſchiren der Haufen, Laden der Gewehre.

Der Fürſt durchmaß wieder das Gemach. Seine Diener ſtanden ſteif und ſtumm. Es war mehr als die Etiquette, was ſie feſſelte; es war die ängſtlich geſpannte Erwartung jedes nächſten unheilvollen Augenblicks, unheilvoll nach der einen oder nach der andren Seite, in der einen oder der andren Weiſe.

Selbſt des Fürſten Brodi hatte die allgemeine, ſo durchaus menſchliche Spannung ſich bemächtigt. Er hatte einen Augenblick den erſten Miniſter, als dieſer den Fürſten vom Fenſter zurückzog, mit einem boshaften Lächeln angeſehen und ſchien eine noch boshaftere Bemerkung auf der Zunge zu haben, aber er ſchwieg, ruhig ſeinen Platz am Fenſter behauptend.

Eine neue Gewehrſalve ertönte draußen, diesmal minder heftig; die Fenſter des Gemaches erklangen weniger ſtark. Es folgte wieder Geſchrei und Geheul und Toben und dann wieder jene unheimliche Stille.

Der Kampf beginnt ſchon nachzulaſſen, wagte der erſte Miniſter leiſe zu bemerken.

Die Empörer werden raſch gebändigt, entgegnete der Fürſt.

Der Adjutant trat wieder ein.

Es ſteht alles gut, meldete er. Der Platz vor dem Schloſſe iſt dieſen Augenblick als geſäubert zu betrachten. Die Rebellen hatten nur die Wahl, den Truppen auf dem Platze oder der im Schloſſe befindlichen Mannſchaft in die Hände zu fallen. Sie haben ſich zurückgezogen nach der Seite des Schloßgartens hin; dort ſcheinen ſie ſich concentrirt halten zu wollen.

Aber dort, fiel der Fürſt lebhaft ein, fallen ſie

in die Schlünde der Kanonen. Nirgends beſſer können die Batterien ſpielen als dort. Bringen Sie dem Commandanten den Befehl, ſofort die Artillerie auffahren zu laſſen, ſofort!

Der Adjutant flog zurück.

Endlich, endlich! ſagte der Fürſt. Wie ſchnell läßt durch gute Truppen ein ſolcher Aufſtand ſich unterdrücken, wie thöricht hatten wir uns vor ihm gefürchtet!

Hoheit werden mir das Zeugniß geben, erwiederte der Miniſter von Eilenthal, daß ich ſtets auf das entſchiedenſte gegen jedes Nachgeben mich ausgeſprochen habe.

Das haben Sie, aber gerade meine Generale —

Hoheit halten zu Gnaden, nahm ſubmiß der alte Kriegsminiſter das Wort, keiner von den Offizieren Euer Hoheit hat je an der Treue und Tapferkeit der Truppen gezweifelt. Von der eignen Treue und dem eigenen Muth will ich nicht ſprechen.

Das Getöſe des Kampfes hatte ſich unterdeß in der That von dem Schloßplatze entfernt. Man hörte nur aus der Weite und aus anderer Richtung einzelnes Schießen und Rufen, aber das Heulen der Sturmglocken dauerte fort und erklang um ſo ſchauerlicher, je mehr Stille in der Nähe des Schloſſes eingetreten war.

Unerwartet früh und mit raſcheren Schritten kehrte der Adjutant zurück. Seine Geſichtszüge zeigten nicht Befriedigung.

Was bringen Sie? rief ihm der Fürſt entgegen.

Ich habe zu melden, daß plötzlich zu allen Thoren bewaffnetes Landvolk in die Stadt dringt und dem Kampfplatze zueilt.

Pah! ſagte der Fürſt, es wird das verhungerte Geſindel aus den Gärten der Vorſtädte ſein. Die Sturmglocken ertönen ja kaum ſeit einer halben Stunde.

Verzeihen Euer Hoheit! Die Meldungen von den Thoren lauten anders. Man hatte, keinen Ueberfall von außen fürchtend, die Thore nur ſchwach beſetzt, um alle disponiblen Truppen hier zu verwenden, aber auch ſtärkere Beſatzungen hätten die Thore nicht ſchützen können. Das Landvolk aus der ganzen Umgegend der Reſidenz ſcheint aufgebrochen zu ſein. Man bemerkt die Bewohner von Dörfern aus einer Entfernung von drei bis vier Meilen.

Der Fürſt war nachdenklich geworden. Der Aufſtand, ſagte er, wäre demnach vorbereiteter und verzweigter, als man erwartet hatte.

Er ſah ſeine Räthe fragend an. Keiner antwortete, vielleicht weil er nicht geradezu gefragt hatte.

Die Herren antworten mir nicht. Sehen Sie Gefahr?

Ich meinerseits nicht! entgegnete der Herr von Eilenthal. Mögen die Aufrührer auch noch so sehr vorbereitet haben, sie bleiben immer unorganisirte Massen ohne Einheit des Entschlusses und der Operationen.

Und, ergänzte einer der Generale, was Euer Hoheit zu bemerken die Gnade haben wollen, gegenüber dem regelmäßigen Militair.

Und, setzte der Kriegsminister hinzu, ohne tüchtiges und ausreichendes Kampfmaterial, während die Truppen Waffen und Munition aller Art im Ueberfluß haben.

Die Brust des Fürsten erleichterte sich sichtbar.

Richtig, sagte er wieder lebhaft, es fehlt ihnen namentlich an aller Artillerie. Wo mag die unsrige nur bleiben? Eilen Sie zurück, Wangenheim, die Batterien müssen auf das allerschnellste vorrücken, der Commandant muß jetzt mit Einem Male alle seine Kräfte entwickeln.

Der Adjutant entfernte sich.

Fast unmittelbar darauf trat eilends ein anderer Offizier ein.

Der Commandant sendet mich! meldete er dem Fürsten.

Wie ſtehen die Sachen?

Gut. Der Commandant hat folgende Dispoſitionen getroffen und zum Theil ausgeführt. Die Aufrührer haben ſich auf der Schloßſeite nach dem Hofgarten zu concentrirt. Sie ſind dort eingeſchloſſen. Vorn und rechts ſtehen ihnen die Truppen entgegen, im Rücken haben ſie die Beſatzung des Schloſſes, die in dem nächſten Augenblick einen Ausfall machen wird, ſobald die Artillerie ankommt, die mit jeder Minute erwartet wird. Sie wird die Empörer von der linken Flanke nehmen. Hoffentlich werden ſie, wie der General meint, es auf einen Kampf nicht ankommen laſſen, der ſie nothwendig bis auf den letzten Mann vernichten muß.

Und die Zuzüge vom Lande? fragte der Fürſt.

Sie ſind von dem Gros der Rebellen abgeſchnitten. Ein zweiter Theil der Artillerie iſt gegen ſie commandirt. Man wird ſie ohne Mühe auseinanderſprengen.

Laſſen Sie raſch Alles ausführen und rapportiren Sie weiter.

Der Offizier verließ das Zimmer.

Gleich darauf hörte man von mehreren Seiten ſchweres Wagengeraſſel, das ſich dem Schloſſe nahete.

Die Kanonen! ſagte der Fürſt mit großer Lebhaftigkeit, ſie werden das Geſindel zu Paaren treiben.

Der Fürſt Brodi hatte, ohne an den Unterredungen Theil zu nehmen, bisher faſt unbeweglich an dem Fenſter geſtanden. Er trat jetzt mit einer Würde, die man von dem gewöhnlich kalten, ſpottenden, diaboliſchen Weſen des Mannes nicht erwartet haben ſollte, auf den Monarchen zu.

Hoheit, ſagte er, geben Sie mir das Zeugniß, daß ich ein treuer Diener Ihres Hochſeligen Großvaters geweſen bin? Er nannte mich ſeinen Freund!

Das warſt Du, auch mein Freund!

So geſtatten Sie mir einige, nur ſehr wenige Worte.

Sprich!

Hoheit, die Menſchen, die in dieſem Augenblicke das Futter Ihrer Kanonen werden ſollen, ſind Väter, Brüder, Söhne von Familien, ſind Väter, Brüder und Söhne derer, welche die Feuerſchlünde auf ſie richten, und, Hoheit, ſind Ihre Kinder, Ihre von Gott Ihnen anvertrauten Landeskinder.

Und? —

Haben Sie Erbarmen!

Was willſt du? Mögen ſie das Gewehr ſtrecken! Mögen ſie nach Hauſe gehen! Ich greife ja nicht ſie, ſie greifen mich an. Sollen meine Soldaten vor ihnen die Flucht ergreifen?

Laſſen Sie ihnen Verzeihung und billige Erhörung ihrer Wünſche verkünden.

Den Rebellen? Ihren Drohungen nachgeben? Nimmermehr! Ich verſtehe Dich nicht, Brodi.

Geſtatten Sie ihnen morgen, wenn Alles wieder in Ruhe iſt, durch eine Deputation Ihnen ihre Bitte vortragen zu dürfen.

Nimmermehr! Der Sieg iſt jetzt mein. Die Rebellion muß mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, Dein Vorſchlag würde ſie erneuern. Es muß überhaupt anders werden. Ich war zu nachſichtig, das Volk hat noch zu viele Freiheiten, es muß anders behandelt werden. Den Schreiern muß der Kopf zertreten, die Unzufriedenheit muß unterdrückt werden. Die Geſetze müſſen mit Blut geſchrieben —

Die Thür des Gemaches wurde weit aufgeriſſen, ein Offizier ſtürzte mit leichenblaſſem Geſichte herein.

Was gibt's? rief der Fürſt.

Gnädigſter Herr, die Artillerie verweigert den Dienſt, ſie fraterniſirt mit dem Volke.

Was? rief der Fürſt, den Boden ſtampfend, daß die koſtbaren Vaſen auf ihren Geſtellen umzuſtürzen drohten. Die Artillerie? Man werfe die Truppen auf ſie, man maſſacrire die meineidigen Verräther.

Seine Stimme zitterte, ſein Geſicht glühte. Er wandte ſich an die Generale. Eilen Sie, meine

Herren, vollziehen Sie meine Befehle, laſſen Sie die Treuloſen an ihren eignen Kanonen zuſammenſchießen, treiben Sie ſie mit Gewalt in den Kampf!

Hoheit werden zu Gnaden halten, nahm der Offizier wieder das Wort, ich muß hinzufügen, daß die Batterien kampffertig aufgefahren ſtehen. Ein Angriff auf ſie erſcheint in gegenwärtiger Lage unmöglich. Die Artillerie verlangt augenblickliche Einſtellung des Kampfes und das Zurückziehen der Truppen, widrigenfalls ſie mit dem Volke gemeinſchaftliche Sache zu machen droht.

Was ſagen Sie, meine Herren? wandte der Fürſt ſich wieder an die Offiziere.

Zwei alte Generale traten vor.

Die Truppe wird der Vernunft Gehör geben, ſagte Einer von ihnen. Man muß den Verſuch machen.

Es iſt vergeblich, bemerkte der rapportirende Offizier. Das Volk hat ſie bereits vollſtändig umgeben, es läßt Niemanden durch. Mit Gefahr meines Lebens gelangte ich hierher.

Man muß ſich mit Gewalt Bahn brechen, rief der Fürſt.

Der alte General erwiederte kopfſchüttelnd: Ich muß dem Rittmeiſter Recht geben; Gewalt iſt unter ſolchen Umſtänden vollkommen unmöglich.

Was rathen Sie denn, meine Herren?

Die Röthe war aus dem Geſichte des Fürſten vollſtändig gewichen. Seine Züge erſchlafften ſichtlich mehr mit jedem Augenblicke.

Alles ſchwieg um ihn her. Keiner wußte zu rathen.

Sprechen Sie! drängte der Fürſt.

Auf die Artillerie war gerechnet, nahm ein General das Wort. Ohne ſie können die Truppen bei ihrer Stellung und numeriſchen Schwäche nichts ausrichten. Gegen ſie ſind ſie verloren.

Ein zweiter General beſtätigte das. Man wird unterhandeln müſſen! ſetzte er hinzu.

Mit dem Volke? Den Rebellen?

Keine Unterhandlung, fiel der Miniſter von Eilenthal wieder ein. Ich beſchwöre Euer Hoheit, bedenken Sie die furchtbare Schwäche, in dieſem Augenblicke zu unterhandeln.

Was ratheſt Du, Brodi?

Eine Unterhandlung in dieſem Augenblicke iſt zu ſpät, ſagte der alte Fürſt entſchieden.

Ein andrer Offizier ſtürzte herein, beinahe ungeſtümer als der vorige.

Schon wieder eine Unglücksbotſchaft! rief der Fürſt. Was bringen Sie?

Der General läßt melden, daß das zweite Regiment zu den Aufrührern übergegangen ist?

Auch das? Meine Herren, ist es denn möglich? Und die Offiziere? Was habe ich für Offiziere in meiner Armee?

Die Offiziere, die von dem Regimente sich abwandten, sind in der Gewalt des Volkes.

Was ist zu thun, meine Herren? Rathen Sie.

Der Fürst wischte mit dem seidnen Taschentuche den Schweiß von der Stirne.

Die Räthe des Fürsten sahen einander an.

Gewalt oder Nachgeben, sagte endlich einer der Generale, ein Drittes gibt es nicht. Entweder dem Geschicke vertrauen und das Aeußerste wagen oder —

Oder, fiel der Herr von Eilenthal ein, oder dem Volke den Thron vor die Füße werfen. Nimmer diese Alternative. Es gibt nur Eins, siegen oder im Kampfe mit Ehren fallen.

Aber ist denn ein Sieg noch möglich, meine Herren? fragte der Fürst. So reden Sie doch. Kann denn diese Handvoll treugebliebner Truppen den Kampf noch aufnehmen?

Der alte General, der zuletzt gesprochen hatte, trat mit festem Schritte vor. Ich weiß noch Ein Mittel, sagte er. Stellen Euer Hoheit sich an die

Spitze der Truppen, ich werde die Ehre haben, Sie zu begleiten.

Um des Himmelswillen, fiel der Miniſter von Eilenthal ein, Hoheit werden ſich doch nicht in die Bajonette, in den Mord, in den Meuchelmord werfen?

Das Erſcheinen des Landesherrn, entgegnete der General, wird den Verwegenſten zur Beſinnung bringen. An Meuchelmord glaube ich unter dieſem Volke nicht.

Was wollen Sie denn, daß ich thun ſoll, Eilenthal? fragte der Fürſt.

Lieber die Flucht ergreifen an einen benachbarten Hof. Das Weitere wird ſich finden, wenn die Elemente ſich hier wieder beruhigt haben.

Der zuletzt eingetretne Offizier bemerkte: Eine Flucht iſt kaum mehr möglich, wenigſtens im hohen Grade gefährlich. Das Schloß iſt rund umher beſetzt. Alle Thore der Stadt ſind in den Händen des Volks.

Aber ſo rathen Sie, meine Herren! ſagte der Fürſt.

Die Thür des Cabinets that ſich raſch, aber geräuſchlos auf. Eine ſchwarze, ſtarr und finſter blikkende Geſtalt trat herein.

Ha, Reuter! warf ſich dem Eintretenden der Fürſt mit Ungeſtüm entgegen. Willkommen in der Stunde der Gefahr, rathen, helfen Sie! Ich bin rathlos.

Der Oberſt von Reuter ſchritt mit einer ehrerbietigen, ſtummen Verbeugung auf den Regenten zu.

Rathlos, mein Fürſt? fragte er mit ſeiner klaren und doch immer feierlichen Stimme. Der Rath des Herrn iſt ſtets bei den Fürſten. Fragen Sie nur recht aufrichtig Ihr eignes Innere und Sie werden die beſſre Antwort, den Rath des Heils erhalten.

Es handelt ſich um Kampf oder Nachgeben.

Und wozu räth die Stimme in Ihrem Innern? Folgen Sie dem menſchlichen Zuge, der ſich dort regt.

Der Fürſt ſchien leichter aufzuathmen. Er wollte ſprechen.

Der Herr von Eilenthal kam ihm zuvor: Ich beſchwöre Euer Hoheit nochmals, ein Nachgeben in dem gegenwärtigen Augenblicke vernichtet Sie auf ewige Zeiten. Es vernichtet die Idee der fürſtlichen Souveränität, es bringt jenes leere Phantom zu einer berechtigten Exiſtenz, jenes Geſpenſt der Volksſouveränität. Euer Hoheit werfen Ihren Thron um, wenn Sie nachgeben.

Das Volk, nahm mit vollkommner Ruhe der Oberſt von Reuter das Wort, das Volk verlangt, ſoweit ich es gehört habe, nur eine Verfaſſung. Dieſes Verlangen iſt gerecht; es iſt in dem Weſen des Volkes und in der Natur des Staates gegrün-

det. Einem Verlangen des Rechts und der Billigkeit nachzugeben, bringt zu keiner Zeit Schande.

Die Bruſt des Fürſten hob ſich.

Zudem, fuhr der Oberſt fort, enthält das Verſprechen blos einer Verfaſſung im Grunde nichts Bindendes. An ſich entäußert es den Thron Euer Hoheit keines ſeiner Rechte. Der Begriff einer Verfaſſung iſt ein ſehr weitſchichtiger und noch mehr ein dehnbarer. Je früher das Verſprechen gegeben wird, deſto allgemeiner kann es geſtellt werden.

Weiter, lieber Oberſt! Was iſt Ihr Rath?

Mein Rath iſt einfach folgender: Euer Hoheit ſtellen hier ſofort eine Urkunde aus, durch welche Sie dem Lande verheißen, daß Sie am morgenden Tage eine Commiſſion aus Männern, denen das Volk ſein Vertrauen nicht entſagen werde, zuſammenſetzen wollen, mit dem Auftrage, binnen kürzeſter Friſt eine demnächſt zu publicirende Verfaſſung auszuarbeiten und vorzulegen, in welcher den Rechten des Volkes befriedigende Rechnung getragen werden ſolle. Einer der Miniſter Euer Hoheit verkündet ſogleich in Gegenwart des geſammten Staatsminiſteriums den Inhalt dieſer Urkunde vom Balkon des Schloſſes; gleichzeitig wird ſie gedruckt in der Stadt vertheilt. Ich kenne das Volk. Es wird zufrieden ſein und jubeln.

Sofort ſoll das geſchehen, meinen Sie?

Es iſt keine Minute Zeit zu verlieren. Der ſtillſchweigend, faſt unwillkürlich geſchloſſne Waffenſtillſtand der ſtreitenden Theile kann jeden Augenblick aufhören; alsdann wäre es zu ſpät. Das Volk würde ſich in das Schloß wälzen und Euer Hoheit wären perſönlichen Demüthigungen ausgeſetzt oder zu einer zweifelhaften Flucht gezwungen.

Der Entſchluß des Fürſten ſchien ſchon gefaßt zu ſein.

Eilenthal! rief er raſch.

Der Herr von Eilenthal trat beſcheiden vor. Wollen Euer Hoheit nicht die Gnade haben, den Juſtizminiſter zu beauftragen? ſagte er nicht ohne Empfindlichkeit.

Der Fürſt wandte ſich an den Juſtizminiſter: Sie haben gehört. Fertigen Sie ſofort die Urkunde aus!

Der Miniſter gehorchte dem Befehle. In kurzer Zeit war er fertig. Der Fürſt durchlas die Urkunde flüchtig und unterzeichnete ſie raſch, wie es ſchien, ohne Gemüthsbewegung.

Jetzt auf den Balkon! drängte der Oberſt die anweſenden Räthe des Fürſten.

Sie gingen; der Oberſt von Reuter mit ihnen.

Der Monarch blieb allein in ſeinem Cabinete.

Das weite Gemach war glänzend erleuchtet. Die Fenster waren wieder dicht verhangen. Draußen schien alles still zu sein. Die feindlichen Theile standen noch immer einander gegenüber, harrend einer Entscheidung, welche die Väter, Söhne und Brüder nochmals gegen einander in den blutigen, mörderischen Kampf werfen oder aber als Väter, Söhne und Brüder wieder vereinigen sollte.

In dem Gemache stand der Fürst einsam, allein. Er hatte die linke Hand auf die Marmorplatte eines Tisches gelegt; der rechte Arm hing schlaff herunter. Eine tiefe Stille umgab ihm. Man nennt sie eine Todtenstille, weil sie in den Gräbern des Todes wohnt, weil sie aber auch den Lebenden an Tod und Grab erinnert.

Mochte sie Bilder des Todes auch in der Brust des Fürsten erwecken? Wenn der Gedanke an den Tod den Menschen mit Bildern und Gedanken des Friedens und der Ruhe erfüllt, dann dachte der Fürst nicht an den Tod, denn aus seinen Augen schossen finstere, feindliche Blicke, Blicke, die treffen und vernichten zu wollen schienen. Dachte er an sein Land, an sein Volk, an die Ohnmacht und Demüthigung der vergangenen Stunde und an die Vergeltung und Rache der Zukunft? — Wer kann es wissen?

Leise öffnete sich die Thür des glänzenden Ge-

maches. Zu dem einſamen Fürſten ſchritt ein finſter ausſehender Mann.

Der Fürſt erſchrak bei ſeinem Anblicke ſo heftig, daß er ſich an der Platte des Marmortiſches beinahe feſthalten mußte. Er machte eine abwehrende Bewegung gegen den Eintretenden. Dieſer ſchritt ruhig und gemeſſen auf den Erſchrockenen zu.

Fürſt, ſprach er mit gleich ruhiger und gemeſſener Stimme, ich fordere meinen Vater von Ihnen und die mit ihm verhafteten zwei Ehrenmänner und noch ein theures Weſen.

Der Fürſt griff nach einer ſilbernen Glocke, die neben ihm auf dem Tiſche ſtand.

Rufen Sie keine Hülfe, Fürſt, ich ſpreche meine Forderung bittend aus; wollte ich drohen, wollte ich zwingen, gegen meine Drohung, gegen meinen Zorn, würde keine menſchliche Hülfe Sie ſchützen.

Der Fürſt ſtellte die Glocke wieder hin.

Wer hat Sie eingelaſſen?

Fragen Sie nicht darnach, — gewähren Sie mir meine Bitte, meine gerechte Forderung.

Was wollen Sie von mir?

Meinen Vater, ſeine Freunde und — mein Weib.

Der Fürſt zuckte zuſammen. Wiederholt machte er eine Bewegung, um nach der Glocke zu greifen. Ein mißtrauiſcher Blick in das Geſicht des vor ihm

ſtehenden Mannes zeigte ihm aber ein vollkommen ruhiges und nur ernſt drohendes Auge. Er zog die Hand zurück. Mochte er ſich überzeugen, daß er nichts zu befürchten habe oder mochte er gar die Gegenwart eines dritten zu fürchten haben oder mochte innerer Muth ihn erſtarken; genug, er erwiederte im Tone der Entſchloſſenheit: Ich befehle Ihnen, mich auf der Stelle zu verlaſſen.

Der finſtere Mann ſtand ruhig. Fürſt, ſprach er, der Gang hierher, in dieſer Stunde, hat mich einen ſchweren Kampf gekoſtet. Selbſt von Ihnen verfolgt, blieb mir kein anderer Augenblick, als dieſer. Ich habe mir dennoch manches Bedenken, manchen Einwurf ſelbſt gemacht, ich habe ſie überwinden müſſen, Liebe und Freundſchaft geboten es mir und mein gutes Recht. — Fürſt, auch ein Wort noch wird mich einen ſchweren Kampf koſten, wenn Sie mich zwingen, es auszuſprechen, aber wiederum fordern es Liebe, Freundſchaft und das Recht von mir.

Die Wangen des Fürſten wurden weißer als der weiße Marmor ihm zur Seite; ſein Auge glänzte gläſern wie das Auge eines Todten. Man hätte ihn für einen Todten halten können, wenn nicht ein furchtbares Zittern des ganzen Körpers das Leben in ihm verrathen hätte. Er ſchien ſprechen zu wollen, aber ſeine Zunge verſagte ihm den Dienſt.

Doch noch einmal raffte er ſich auf mit faſt übermenſchlicher, aber auch mit ſeiner letzten Kraft.

Sprechen Sie das Wort aus! ſagte er höhniſch.

Mein Fürſt, ſagte ruhig der Mann vor ihm, wenn ich in dieſem Augenblicke dem Volke die Beweiſe über das Verſchwinden der Diamanten —

Sie werden nicht!

Der Fürſt ſtieß die Worte mit einem lauten Schrei hervor. Seine Augen traten faſt unter den Stirnhölen hervor, auf ſeinen Lippen ſtand blutiger Schaum, ſeine Hände hielten krampfhaft den Tiſch neben ihm und erhielt ſich an dem Tiſche, aber die fürchterliche Anſtrengung hatte ſeine Kraft gebrochen. Er drohte zur Erde zu ſtürzen. Der finſtere Mann griff ihn in ſeinen Armen auf und führte ihn zu einem Seſſel.

Die furchtbare Wirkung ſeiner Worte wirkte auf ihn zurück.

Ich werde nicht! ſprach er, ich werde nicht ehrlos ſein, aber ſein Sie menſchlich.

Der Fürſt erholte ſich.

Reichen Sie mir das Schreibmaterial, ſagte er mit ſchwacher Stimme.

Der Andere reichte es ihm.

Wo iſt mein Weib? fragte er.

In derſelben Feſtung, die Ihren Vater birgt.

Ich vertraue Ihnen!

Der Fürſt ſchrieb und unterſiegelte mit ſeinem Siegelring. Er überreichte das Geſchriebene dem Mann. Dieſer durchlas es. Es war ein Befehl an den Commandanten der Feſtung, die Prinzeſſin Amalie ſofort dem Ueberbringer Grafen von Arnſtein zu überliefern und die Gefangenen, Graf Arnſtein, Horberg und Vorhöff in Freiheit zu ſetzen.

Der Graf Eduard von Arnſtein entfernte ſich mit dem Papiere.

Der Fürſt ſank zurück in den Seſſel und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

Draußen auf dem Schloßplatze erhob ſich der Jubel des Volkes, der nicht enden wollte, und immer wieder von neuem ertönte der Ruf: Es lebe der Fürſt Georg!

XII.

Die Befreiung.

Der kleine und dicke Justizrath Friedel, Justitiarius der Festung, ging hustend und sich räuspernd in dem Wohnzimmer des Commandanten der Festung auf und ab. Er war allein. Der Justizrath Friedel war ein lebhafter Mann und pflegte zuweilen laut mit sich selbst zu sprechen. Dies that er auch jetzt alsbald.

Ah, ah! sagte er, eine vertracte Sache, aber klug angefangen, kann sie mir neue Lorbeeren eintragen. Mein Gönner Eilenthal ist ohnehin erster Minister. Ja, ja, man muß sich immer mit den Menschen gut halten, auch wenn sie noch nichts sind, man kann nicht wissen, was noch einmal aus ihnen wird. Wie oft habe ich das dem Friedrich gesagt! Dem fremden Menschen, den man nicht kennt, muß man höflich aus dem Wege gehen; man kann

nicht wiſſen, was er iſt oder was er wird. Aber bei dem rohen Burſchen haben keine Lehren verfangen, darum bekömmt er nun auch die einzige reiche Tochter nicht! — Aber wohin führen mich die Gedanken! — Ja, ja, heute läßt ſich etwas machen. Nur ſcharf darauf los inquirirt und mit Umſicht, ſo wird das ganze Complott ſchon an das Tageslicht kommen. Zum Ueberfluſſe ſchreibe ich ja die Protokolle ſelbſt. Kein Protokollführer ſteht im Wege und die Soldaten verſtehen vom Jus nicht ſo viel! Die Sache wird ſich machen. — Und Aufſehen! Und Trophäen! Beſonders beim Militair! Der Militairfiscus knickert nicht, er hat ja auch die Fonds!

Der kleine Mann rieb ſich ſehr vergnügt die Hände.

Der Commandant trat ein.

Wünſche ganz gehorſamſt einen guten Morgen, Herr Obriſtwachtmeiſter! Fatale Geſchichten hier! Sehr unangenehme.

Ein ſchändliches, niederträchtiges Complott! erwiederte der Major. Meine Ehre, mein Kopf ſtand auf dem Spiele! Aber mich betrügt man nicht, ein alter Soldat iſt immer wach, bei Tag und bei Nacht.

Der Herr Obriſtwachtmeiſter mindeſtens haben den Ruf durch das ganze Land.

Gott ſei Dank! Aber, Herr Juſtizrath, laſſen

Sie uns gleich an die Arbeit gehen. Ich habe Sie rufen laſſen, damit Sie mir die ganze Geſchichte zu Protokoll nehmen und ich ſie gleich ausführlich dem Kriegsminiſter melden kann. Der vorläufige Rapport iſt ſchon weg, man wird aber allgemein, ſelbſt der Monarch, auf die näheren Details geſpannt ſein.

Zu Befehl, Herr Obriſtwachtmeiſter, wollen Sie nur die Gewogenheit haben, mir vorab den Vorgang in ſeinen Umriſſen mitzutheilen, damit ich eine ſichere Baſis der Unterſuchung gewinne.

Das werde ich. — Geſtern war mein Geburtstag, die Beſatzung feierte ihn wie gewöhnlich. Es kommt mir bei ſolcher Gelegenheit auf ein Faß Wein nicht an. Die Leute waren auch munter und luſtig, ich bleibe aber alsdann, meiner alten Gewohnheit nach, deſto nüchterner. Geſtern Abends beſonders verſpürte ich eine eigenthümliche Unruhe in mir, es war mir beinahe wie an den Schlachttagen in meiner früheren Zeit. Ich machte ſelbſt noch ſpät überall in der Feſtung die Runde und ſtand wach am Fenſter, als Alles ſchlief. Da kam es mir denn ſpät in der Nacht vor, als ob ich durch das Dunkel einzelne Menſchen an die Mauern heranſchleichen ſehe. Ich blicke ſchärfer hin. Ich habe ein gutes Auge trotz meines Alters und überzeuge mich immer mehr, daß eine ganze Bande ſich dicht vor der Feſtung ver-

ſammelte. Ohne Geräuſch zu machen, begebe ich mich zu den einzelnen Poſten, dann an das Thor, dann in die Caſerne. Ich mache Alle wach, befehle ihnen aber die größte Stille an und ſtelle mich nun am Thor auf Poſten. Nicht lange dauert es, ſo wird leiſe ein Schlüſſel in dem Schloſſe des Thores umgedreht. Aha! jetzt raſch den Baum inwendig vorgeſchoben und Allarm gemacht. Der Verſuch, das Thor zu öffnen oder zu ſprengen, war vergeblich. Die Spitzbuben ſtanden auch bald davon ab und, als ihnen durch die Schießſcharten einige Kugeln zugeſendet wurden, nahmen ſie eilig das Reißaus. Das iſt die ganze Geſchichte des verſuchten Ueberfalls.

Und was war der Zweck?

Warten Sie nur. Ein braver Offizier muß die Augen überall haben. Wie ich da herumgehe, meine Leute wach zu machen, ſehe ich auf einmal in der Nähe des runden Thurms die kleine Geſtalt des Mädchens herumſchleichen, die ſeit Kurzem bei meiner Haushälterin iſt. Die Dirne ſucht ſich vor mir zu verbergen, aber ich faſſe ſie. Sie will nicht heraus damit, warum ſie in ſpäter Nacht umherſchleicht. Ich bringe ſie zu der Blauſteinin, ſie wird dort viſitirt und was finden wir bei ihr? Die Schlüſſel zu den Gefängniſſen im Thurme. — Sie wird gefragt, was ſie damit gewollt, wie ſie

dazu gekommen. Sie gibt keine Antwort. Sie ſteht ſtumm und weint nur. Keine Silbe iſt aus ihr herauszubekommen. Thun Sie nun das Ihrige, Herr Juſtizrath!

Zu Befehl, Herr Obriſtwachtmeiſter. Wir wollen die Verrätherin ſogleich vorkommen laſſen.

Er ertheilte einer draußen harrenden Ordonnanz den Befehl, das Mädchen vorzuführen.

Nach wenigen Augenblicken trat Anna Hammer ein, begleitet von dem Unteroffizier Lange, gefolgt von der Mamſell Blauſteinin.

In dem Geſichte des Unteroffiziers ſaß der ſtille Ingrimm, durch das der Haushälterin flog der helle Zorn.

Anna Hammer war ſehr bleich, ihre Augen zeigten Spuren des Weinens, aber ſie weinte nicht mehr. Ihre Geſichtszüge drückten Ruhe und feſte Entſchloſſenheit aus. Sie war heute wieder Jungfrau, nicht mehr Kind.

Der Unteroffizier trat ſchweigend ein.

Die Haushälterin nahm raſch das Wort: Hier iſt die Perſon, ſagte ſie mit heulender Stimme, die ſchlechte Perſon, die mir dieſe Schande macht. Wie eine Schlange habe ich ſie an meinem Buſen ernährt! Das iſt der Dank für meine Liebe. Aber, wie konnte es auch anders ſein? Was konnte Gutes

kommen von dem langen Landſtreicher, der die Leute will kugel- und ſtichfeſt machen können?

Ereifern Sie ſich nicht, liebwertheſte Mamſell Blauſteinin. Tritt näher, Du kleine Spitzbübin.

Herr Juſtizrath, ſagte das Mädchen mit einer ruhigen Würde, Sie haben nicht das Recht mich zu ſchimpfen. Ich höre, Sie ſollen mein Richter ſein. Fragen Sie mich und ich werde Ihnen antworten, aber belegen Sie mich nicht mit Schimpfnamen.

Sehe einer die Frechheit, eiferte die Haushälterin.

Impertinent! ſetzte der kleine Juſtizrath hinzu, aber er blieb kalt. Nun, mein empfindliches Täubchen, ſo antworte mir denn. Was hatteſt Du heute Nacht bei dem Thurme zu ſchaffen? Was hatteſt Du mit den Schlüſſeln vor, die man bei Dir gefunden hat?

Ich will es Ihnen gerade und offen herausſagen, Sie können dann mit mir machen, was Sie wollen. Ich wollte die drei Gefangenen befreien, den Grafen Arnſtein, den Rittmeiſter Horberg und den Doctor Vorhöff.

Der Unteroffizier ſtampfte mit beiden Füßen und biß die Lippen zuſammen.

Die Haushälterin kreiſchte: Grundgütiger Gott, welche hölliſche Bosheit!

Der Commandant verfärbte ſich. Wie kommſt Du zu den Namen? fragte er und raſch, in befehlendem Tone ſetzte er hinzu: Hier gibt es keine Namen, die Dirne hat Nummer Null, Nummer Eins und Nummer Zwei aus ihrer Haft befreien wollen, dabei bleibt es.

Der Juſtizrath war ſichtlich überraſcht, als er die Namen hörte, auf die Worte des Commandanten erwiederte er aber: Zu Befehl, Herr Obriſtwachtmeiſter!

Zu der Kleinen gewandt, fuhr er fort: Ah, ah, Du wollteſt alſo drei Gefangene befreien? Nun, wie wollteſt Du das machen?

Herr Juſtizrath, ich habe Ihnen geſagt, was meine Abſicht war, ich werde Ihnen jetzt keine weitere Antwort mehr geben. Erſparen Sie ſich jede fernere Frage.

Nun, nun, nicht ſo patzig. Das wird ſich ſchon finden, habe ſchon andere Trotzköpfe mürbe gemacht durch einſames Gefängniß, durch den Klotz, durch Ketten, durch Hunger und ſo weiter. Das wird ſich alles ſchon finden. Alſo meine Frage war, auf welche Weiſe wollteſt Du die Gefangenen befreien?

Anna Hammer ſah ſtill vor ſich nieder, ohne zu antworten.

Du hatteſt die Schlüſſel zu ihrem Gefängniſſe?

Das Mädchen antwortete nicht.

Wie warſt Du dazu gekommen?

Keine Antwort.

Du hatteſt auch wol den Spitzbuben da draußen die Schlüſſel zu der Feſtung verſchafft?

Das Mädchen ſchwieg hartnäckig.

Ei, ei, mein Püppchen, das geht ja vortrefflich mit den Antworten. Alſo Du hatteſt mit den Leuten da draußen den Ueberfall und die Befreiung der Gefangnen verabredet? Wahrſcheinlich mit den Bauern in den benachbarten widerſpenſtigen Dörfern? Auch einem Gutsbeſitzer in der Nähe iſt nicht zu trauen. Mit ihnen Allen hatteſt Du Dich alſo verabredet?

Er erhielt keine Antwort.

Und mit den drei Gefangnen wol auch? Nun, die hat man ja zur Hand, die werden wol redſeliger ſein, als Du mein ſchweigſames Kindlein; beſonders wenn man ſie ein wenig auf die Prügelmaſchine ſpannt. Meinſt Du nicht auch?

Das Kind zuckte zuſammen. Sie kämpfte heftig mit ſich ſelber, aber ihr Entſchluß zu ſchweigen, behielt den Sieg.

Ja, ja, Herr Obriſtwachtmeiſter, ich denke, wir beginnen einmal mit dem Verhöre jener Gefangnen und ſperren unterdeß bis etwa zu heute Abend dieſe

mehr als verſtockte Verbrecherin in ein recht hübſch finſtres Loch ein. In einem der Thürme wird ja wol ſolch ein liebliches Plätzchen vorhanden ſein.

Der Commandant nickte dem Juſtizrath ſeinen Beifall und dem Unteroffizier den Befehl zu, das Mädchen abzuführen.

Machen Sie mit mir, was Sie wollen, ſagte Anna Hammer und ſie folgte, ohne zu wanken, dem Unteroffizier aus dem Zimmer.

Die Gefangnen, hob der Juſtizrath zu dem Commandanten an, müſſen in der That in dem Complott ſein und es wird nothwendig, daß ſie vernommen werden.

Er ſchien heute überhaupt wenig Antwort bekommen zu ſollen. Der Commandant ſtellte ſich ſchweigend und nachdenklich an das Fenſter.

Ich meine, Herr Obriſtwachtmeiſter, wir werden die Gefangnen hören müſſen.

Sie ſind nur mir anvertraut, erwiederte kurz der Commandant. Ich werde ſie allein befragen.

Er wollte ſich zum Fortgehen anſchicken. Ein Unteroffizier von der Thorwache begegnete ihm an der Thüre.

Ich melde, daß Jemand am Thore Einlaß verlangt. Sagt, er komme aus der Reſidenz.

Sein Name?

Will ihn nur dem Herrn Commandanten nennen.

Sein Begehr?

Habe den Herrn Commandanten zu ſprechen.

Sonderbar! Aber aus der Reſidenz! — Man führe den Menſchen zu mir.

Der Juſtizrath ſchrieb an ſeinem Protokolle. Der Commandant ſtellte ſich wieder ſchweigend an das Fenſter.

Nach einigen Minuten trat, von weiter Reiſe beſtaubt und ermüdet, ein Fremder ein, geführt von dem Unteroffizier, der auf einen Wink des Commandanten ſich wieder entfernte.

Was wollen Sie? fragte der Commandant barſch den Fremden. Wer ſind Sie?

Mein Name iſt Graf Eduard von Arnſtein, mein Begehr werden Sie aus dieſer Schrift erſehen.

Der Commandant ſtutzte, der Juſtizrath ließ überraſcht die Feder ſinken.

Der Commandant las das ihm überreichte Papier. Seine Ueberraſchung ging in Erſtaunen, ſein Erſtaunen in Beſtürzung über.

Die Augen des Juſtizraths hingen an dem des Commandanten; er wurde roth und blaß, wie dieſer bald roth, bald blaß wurde.

Die Handſchrift des Fürſten! ſagte der Commandant.

Wie Sie sehen! bestätigte der Graf Arnstein.

Auch sein Siegel!

So ist's!

Seine Hand vom Anfang bis zum Ende!

Er überlas wiederholt das Papier, betrachtete es mißtrauisch nach allen Seiten und warf mißtrauischere Blicke auf den Ueberbringer.

Haben Sie noch andere Legitimationen, mein Herr? fragte er.

Genügt Ihnen Handschrift und Siegel Ihres Monarchen nicht? Welche Legitimation stellen Sie über diese?

Alle Teufel, Herr, fuhr der Commandant heraus und die Schweißtropfen standen auf seiner Stirne, es kann mich meinen Kopf kosten, wenn dieses Papier da falsch ist.

Es ist ächt. Gehorchen Sie dem Befehle Ihres Fürsten.

Ich soll Ihnen die vier wichtigsten Staatsgefangnen ausliefern, die jemals in diesen Mauern gesessen haben!

Ich denke, Sie schreiten sofort zum Werke. Ich fordere es von Ihnen.

Der Commandant starrte wieder auf das Papier.

Ich mache Sie verantwortlich für jede Verzögerung, fuhr der Graf Arnstein fort.

Die Schweißtropfen auf der Stirne des Majors verminderten ſich nicht. Er hatte noch immer keinen Entſchluß.

Mit erhöhtem Nachdruck ſprach der Graf: Der Befehl des Fürſten lautet auf augenblickliche Freilaſſung der Gefangnen. Ich verlange jetzt auf der Stelle von Ihnen meinen Vater, ſeine Freunde und meine Gemahlin.

Ihre Gemahlin? Die Prinzeſſin Ihre Gemahlin?

Der Commandant zerdrückte reſpektwidrig die fürſtliche Ordre.

Der Juſtizrath ſprang auf.

Ohne weitere Umſtände! ſagte in befehlendem Tone der Graf.

Der Juſtizrath nahte ſich dem Major und warf einen Blick in das wieder entfaltete Papier.

Der Befehl Seiner Hoheit iſt Geſetz! ſagte er zu dem Commandanten, aber mit einer tiefen Verbeugung gegen den Grafen.

Der Herr Obriſtwachtmeiſter ſind außer aller Verantwortlichkeit, ſetzte er hinzu.

Der Commandant ging aus dem Zimmer. Nach einer Minute kehrte er mit einem Bunde Schlüſſel zurück.

Folgen Sie mir, Herr Graf!

Sie gingen.

Herr Major, eine Bitte.

Welche?

Ueberlaſſen Sie mir die Reihefolge zu beſtimmen, in welcher ich die Gefangnen in Empfang nehme.

Beſtimmen Sie.

So laſſen Sie uns zuerſt zu dem Gefängniſſe des Doctor Vorhöff gehen.

Der Major führte ihn ſchweigend dahin. Schweigend ſchloß er die Zelle auf.

Der Graf trat ein.

Edler Dulder, ich bringe Ihnen die Freiheit.

Die Freiheit! jubelt die blaſſe Leidesgeſtalt. Die Freiheit! — Auch den Andren?

Auch Ihren Gefährten.

Wie iſt das möglich? Was hat ſich begeben?

Sie ſollen es ſpäter erfahren. Laſſen Sie uns weiter eilen!

Sie gingen weiter zu dem Gefängniſſe Horbergs.

Der Major ſchloß es ſchweigend auf.

Vorhöff fiel in Horbergs Arme.

Bruder, wir ſind frei, frei!

Frei! rief Horberg.

Er ſprach kein andres Wort. Sie weinten Beide.

Weiter, meine Freunde! drängte der Graf.

Sie gingen weiter zu dem Gefängniſſe der Prinzeſſin. Der Commandant führte ſie zurück in ſein

Wohngebäude und dort in einen von außen nicht bemerkbaren, durch Vorbauten verdeckten Seitenflügel.

Mein Herr, unser Erretter, wer sind Sie? fragte Vorhöff den Grafen.

Der Sohn Ihres dritten Leidesgefährten, aber fragen Sie nicht weiter. Das Herz will mir zerspringen.

Die Windungen von Treppen führten sie in den obersten Stock des Flügels.

Der Commandant schloß ein Gemach auf.

Der Graf Arnstein lag in den Armen seiner Gattin.

Amalie!

Mein Eduard!

Du bist hier!

Er hatte auch hier kein anderes Wort als das der Freiheit. Gibt es für den Gefangenen ein schöneres Wort? Gibt es für ihn ein anderes?

Und nun zum Vater! rief der junge Mann, dessen Augen noch immer trocken geblieben waren.

Mit kräftigem Arme unterstützte er die schwankende Gattin.

Sie gingen zurück zum Thurme, zu der engen Zelle des alten Grafen Arnstein.

Der Commandant schloß auch diese auf.

Ein hoher Greis stand aufrecht in der Zelle, ein

ſilberweißer Bart floß ihm auf die breite, gewölbte Bruſt herab; Silberlocken bekränzten das edelgeformte Geſicht. Ueber die ganze Geſtalt war die Schönheit des körperlichen Ebenmaßes, der geiſtigen Ruhe, des inneren Seelenfriedens gegoſſen. Seine großen, klaren, blauen Augen blickten den Ankommenden entgegen, nicht mit Ueberraſchung, nicht mit Neugierde, auch nicht mit weichlicher Ergebung oder gar theilnahmloſer Gleichgültigkeit, aber mit jenem nicht zu bezeichnenden Ausdrucke der edelſten, ſelbſtbewußten Würde.

Der Sohn kniete vor dem wiedergefundenen, ſo lange geſuchten Vater nieder.

Mein Vater, ſprach er, Ihr Sohn bringt Ihnen die Freiheit; Ihre Tochter, Ihre Freunde bringen ſie Ihnen.

Heftiges Schluchzen unterbrach ſeine Worte.

Der Vater hob ihn auf und zog ihn an ſeine Bruſt.

Mein Sohn, ſagte der Greis mit ſchöner, mit triumphirender Stimme, ſo hatte ich mir den Moment meiner Befreiung gedacht. — Lebt Deine Mutter?

Sie lebt!

Der Herr hat meine zwei beſten Wünſche erhört.

Sein Auge ruhte auf der Prinzeſſin. Es erkannte altbekannte Züge wieder.

Prinzeſſin Amalie? fragte er.

Ihre Tochter, die um Ihren Segen bittet!

Sie ergriff die Hand des edlen Greiſes, um ſie zu küſſen.

Er zog ſie an ſein Herz. Beide Kinder, Gatte und Gattin ruheten lange weinend an dem Herzen des Vaters.

Die Freunde empfing der treue Druck der Hände.

Der Graf Eduard von Arnſtein war der erſte, der aus der Gruppe ſich losriß.

Fort von hier, rief er, in eine freiere Luft!

Sie eilten fort, nach kurzem Abſchiede von dem Commandanten.

Auf einmal, mitten auf dem Platze, der den runden Thurm von dem Commandanturgebäude trennte, hielt der Rittmeiſter von Horberg ſeine Schritte an.

Wo iſt Anna Hammer? rief er.

Es war, als wenn ein elektriſcher Schlag ſie Alle getroffen hätte.

Der junge Graf Arnſtein ſtürzte in die Commandantur, in das Zimmer des Commandanten. Die Anderen folgten ihm.

Wo iſt Anna Hammer? rief er.

In meiner Haft, ſie bleibt hier, ſie iſt des Verraths und Aufruhrs ſchuldig.

Das Kind?

Die Geſetze ſind ſtreng. Sie wollte gewaltſam die Gefangenen befreien.

Sie wollte, was bereits geſchehen war. Die Freiheit der Gefangenen war vom Fürſten ſchon ausgeſprochen.

Darüber mag das Kriegsgericht entſcheiden.

Herr Major, rief der Rittmeiſter von Horberg, das Kind iſt dem edelſten Zuge des Herzens gefolgt. Seien Sie nicht unmenſchlich! Ich reiſe ohne das Kind nicht von dieſem Platze.

Der junge Graf Arnſtein theilte ſeiner Gattin das Schickſal Anna's mit.

Welch edle Selbſtaufopferung! ſagte dieſe, auch ich verlaſſe die Unglückliche nicht.

Der Commandant ſtand verlegen.

Der Juſtizrath Friedel trat, ſich unterwürfig ſpreizend vor.

Wenn ich recht berichtet bin, ergriff er das Wort, ſo haben Seine Hoheit bereits geſtern die Freilaſſung der reſpektiven Gefangenen zu unterzeichnen geruhet. Rechtlich waren ſie alſo heute Nacht keine Gefangenen mehr. Es fehlte folglich für das Attentat dieſer Kleinen an allem und jedem Objecte, ſo daß nach der Meinung der bewährteſten Rechtslehrer nicht einmal von einem Conate ihres faſt allerdings ſehr

ſchweren Verbrechens die Rede ſein kann. Unter ſolchen Umſtänden muß ich pflichtmäßig bemerken, daß ich als Inquirent keine Veranlaſſung zu einer weiteren Prozedur gegen die kleine Perſon aufzufinden vermag, vielmehr für ihre Freilaſſung mich ausſprechen muß.

Das ſpricht ein guter Engel aus Ihnen! ſagte der Rittmeiſter.

Dem Major war der Juſtizrath das juriſtiſche Orakel. Er befahl dem Unteroffizier Lange die ſofortige Herbeiholung des Mädchens. Brummend vollſtreckte der Soldat den Befehl.

Anna Hammer flog aus einem Arm in den anderen; am glücklichſten war ſie in dem der Prinzeſſin.

Oder waren es blos Thränen der Freude, die in den Armen des Rittmeiſters von Horberg aus ihren Augen ſtürzten? Miſchte ſich in die Freude nicht auch das erſte Weh der erſten Liebe, einer Liebe, die mit nicht minderer Kraft aus dem glänzenden Auge des blaſſen Kriegers zu leuchten ſchien?

Man verließ die Feſtung.

Am Fuße des Berges hielten Wagen, bei ihnen ſtand der Geigenfritz.

Er führte den jungen Grafen ſofort auf die Seite.

Herr Eduard, laſſen Sie uns eilen, damit wir

über die Gränze kommen. Jenſeits ſind wir ſicher, hier kann der Böſe noch immer ſein Spiel treiben. Solch ein Stückchen von Revolution kommt raſch und verfliegt raſch und ich traue dem Worte der Fürſten nicht. Die Nachricht von der Revolution iſt ſchon bis hierher gedrungen. — Wie leicht kann auch ein Befehl anlangen, der die Befreiten wieder zurückbringen ſoll.

Du haſt Recht, wir wollen eilen.

Noch eins, Herr Eduard, in einem elenden Wagen kamen ſo eben der Herr von Eilenthal und die Frau von Horberg vorbei gejagt. Das Volk ſcheint ſie alſo doch noch gefordert zu haben.

Schweig davon gegen unſere Begleitung.

Sie kehrten zu den Wagen zurück, ſtiegen ein und fuhren raſch der nahen Gränze zu. —

Dicht jenſeits der Gränze, einige hundert Schritte von der Landſtraße entfernt, lag ein ſtattlicher Bauernhof. Dorthin wies der Geigenfritz, der auf dem Bocke eines der Wagen ſaß, die Kutſcher.

Sie werden dort, ſagte er in den Wagen hinein, Gepäck für die Weiterreiſe und einige Freunde finden.

Aus dem Bauernhauſe kamen ihnen die Frau Vorhöff mit ihrem Knaben an der Hand und der Herr Schrader entgegen.

Das Wiederſehen der Gatten war ein ſeliges.

Alle fanden erſt hier, in der vollen, ſicheren Freiheit ſich eigentlich wieder, der Graf Eduard und ſeine Gattin; der alte Graf Arnſtein und die Beiden, Vorhöff und ſeine Gattin und ſein Kind; Horberg und Schrader.

Anna, die muthige, die aufopfernde, die liebende Anna, ſtand im erſten Augenblicke allein. Es ſchmerzte ſie nicht; fand ſie doch Glück und Befriedigung in ſich ſelbſt. Sie überließ die Glücklichen ihrem Glücke, um mit ihrem Glücke allein zu ſein, ſie trat hinaus in das Freie, in die klare, friſche Morgenluft.

Sie ſetzte ſich auf eine Bank und träumte und wie ſie träumte, wurde ſie immer glücklicher und wie ſie glücklicher wurde, floſſen ihre Thränen.

Die Bäuerin trat zu ihr hinaus, eine ſchöne, kräftige Geſtalt, Ernſt und Milde im Geſichte. Sie ſah das Mädchen weinen. Kannten die Augen der ſtarken Frau vielleicht nur Thränen des Schmerzes?

Sie allein weinen? ſagte ſie theilnahmvoll. Faſſen Sie Vertrauen zu Gott, er verläßt die nicht, die auf ihn vertrauen. Auch ich habe ſchwere Tage geſehen. Noch vor wenigen Monden wurde ich mit den Meinigen aus dem Hauſe vertrieben, in dem meine Voreltern ſeit Hunderten von Jahren gelebt hatten. Mit der Hülfe Gottes und braver Menſchen

haben wir uns hier eine neue Heimath erworben. Wir vertrauten auf Gott.

O, ſagte Anna, das Herz iſt mir ſchwer, aber glücklich, ich weine aus Freude!

Ein beſtaubter Wagen fuhr mit dem angeſtrengteſten Galopp der Pferde auf den Hof zu. Hinter ihn, von der Landſtraße her, tönte wildes Geſchrei, das näher kam.

Der Wagen hielt vor dem Hauſe. Ein Herr und eine Dame ſtiegen eilends aus und ſtürzten auf die Frau und das Mädchen zu.

Retten Sie uns! rief der Herr, wir werden verfolgt, retten Sie uns vor Mißhandlung!

Die Bäuerin war bleich geworden und es ſchien, als wenn ſie leiſe zitterte.

Mit ruhiger Stimme ſagte ſie:

Kommen Sie, Herr Regierungsrath von Eilenthal! Mein neues Haus ſoll Sie ſchützen.

Der Miniſter von Eilenthal ſah mit einem Blicke der eigenen inneren Vernichtung in das klare Auge der Frau.

Frau Oberhage! rief er aus.

Folgen Sie der Frau Oberhage! erwiederte die Frau.

Anna ſprang vor. Auch Anna Hammer war

bleich geworden, bleicher als die Bäuerin, und zitterte heftiger.

Nicht zu den Anderen! rief ſie, ſtören Sie nicht das Glück der Glücklichen.

Ein wilder, lärmender Haufen war auf den Hof gedrungen.

Was wollen ſie bei uns? Aus ihrem Lande hat man ſie verjagt. Wir wollen ſie nicht dulden, wir haben ſchlechte Miniſter und niederträchtige Herren im eigenen Lande. Fort mit ihnen. Zurück über die Gränze! Es lebe die Revolution!

So ſchrien tobende Stimmen durch einander.

Der Miniſter ſtand vor der Frau, die ſtehen geblieben war.

Die Dame ergriff die Hand Annas.

Retten Sie! flehte ſie.

Einſt hielt ſich dieſe Hand zu gut, mich nur von ſich zu ſtoßen; Sie ſtießen mich mit dem Fuße!

Die Worte ſchwebten Anna Hammer auf den Lippen, ſie unterdrückte ſie großmüthig.

Kommen Sie, Frau von Horberg! ſagte ſie, indem ſie die dargereichte Hand nahm.

Die Frau von Horberg ſah das Mädchen ſcharf an, dann ſtutzte ſie, dann verhüllte ſie ihr Geſicht.

Erkannte ſie das Kind wieder, daß ſie einſt mit den Füßen von ſich geſtoßen hatte?